

# **Der Scherbendieb**

Phillip-C. Kasten

**Buchbeschreibung:**

In einer Welt, in der Magie immer seltener wird, droht eine finstere Macht aus längst vergessenen Zeiten zu erwachen und Chaos und Finsternis mit sich zu bringen.

Die Einzigen, die sich dieser Bedrohung in den Weg stellen können sind Andrej, ein hörstummer Magierlehrling und womöglich der letzte seiner Art, und die Meisterdiebin Sol, die sich nichts sehnlicher wünscht als ein ruhiges Leben.

Es ist Sols vermeintlich letzter Auftrag, der sie und Andrej zusammenführt und gemeinsam auf eine Reise schickt, die ihrer beider Leben und das Schicksal ihrer Welt für immer beeinflussen wird...

**Über den Autor:**

Phillip-Christopher Kasten lebt in Greifswald an der Ostseeküste und beschäftigt sich mit Literatur in allen Formen – egal ob Buch, Comic, Manga oder Zeitung. Seine Freizeit verbringt er mit dem Schauen von Serien und Filmen, Kraftsport, Pen&Paper-Rollenspielen, LARP und seinen drei Kindern.

# DER SCHERBENDIEB

TEIL EINS DER SCHERBEN-TRILOGIE

VON PHILLIP-C. KASTEN

Originalausgabe

ISBN: 978-3-9825540-1-3

1. Auflage. August 2023

© Phillip-C. Kasten – alle Rechte vorbehalten.

Postfach 12 28

17465 Greifswald

Weltenbruch Verlag, Greifswald

[www.weltenbruch-verlag.de](http://www.weltenbruch-verlag.de)

Umschlaggestaltung: Susanne Kasten

Fonts: Hatolie, Perpetua Titling MT, Adobe Garamond Pro

Druck: WirMachenDruck

Content Notes im hinteren Teil des Buches

„Wer mit Vögeln reist, sollte fliegen lernen.“



# 1. DER FAHRENDE MARKT

Als die Sonne über den Wagendächern des Fahrenden Marktes aufging, war Andrej bereits seit einigen Stunden wach. Er lauschte dem Gesang der erwachenden Vogelwelt und dem leisen Knirschen der Wagenräder auf dem Waldweg.

Er saß bei seinem Vater Radik auf dem Kutschbock und säuberte seine Stiefel. Am vorigen Abend war ein Rad ihres Pferdewagens im vom Regen aufgeweichten Weg steckengeblieben. Zusammen mit einem halben Dutzend anderer Mitglieder des Fahrenden Marktes hatten sie den Wagen wieder freibekommen, sich dabei aber reichlich mit Schlamm besudelt. Als Sohn eines Schneidermeisters besaß Andrej zwar genügend saubere Kleidung, doch er hatte nur dieses eine Paar Lederstiefel und für den Markt in Jorbrug wollte er sie blitzblank haben.

„Hoffentlich laufen die Geschäfte diesmal etwas besser als bei unserem letzten Besuch“, sagte Radik auf einem Stück Salzwurzel kauend. Andrej hatte einmal heimlich vom Vorrat seines Vaters genascht und fand den Geschmack fürchterlich. Er verstand nicht, warum Erwachsene dieses Unkraut so gerne kauten.

*Letztes Mal war Sommer. Leute brauchen nicht mehr Kleidung, wenn es warm ist,* gestikuliert Andrej mit ausgestreckten Armen, damit sein Vater es sehen konnte – denn Andrej konnte mit seinem Mund nicht sprechen. Schon als Baby hatte er keine Stimme besessen. Hatte nie geschrien, nie nach etwas gefragt. Bis ihm sein Vater beibrachte, dass er mit seinen Händen reden konnte. Gemeinsam entwickelten sie eine Sprache der Hände

und für fast jeden Begriff hatten sie eine Geste. Das einzige Problem daran war, dass es außer seinem Vater kaum jemanden gab, der ihn verstand. Seine Mutter hatte er nie kennengelernt, denn sie war verstorben, als er drei Jahre alt gewesen war. In den zwölf Sommern seit diesem Ereignis hatte sein Vater nie darüber gesprochen wie oder warum. Und Andrej hatte irgendwann aufgehört zu fragen.

„Du redest, als zögen die Leute im Sommer nichts an!“, sagte Radik und lächelte dabei. Das machte er oft, trotz all der Entbehrungen, die sie als Mitglieder des Fahrenden Marktes aushalten mussten. Sie hatten kein festes Zuhause, waren den Witterungen der Jahreszeiten ausgesetzt und mussten ständig vor Straßenräubern auf der Hut sein.

Dafür war dieses Leben abwechslungsreich und man lernte die interessantesten Menschen kennen. Sie hatten keinen König und keinen Lehnsherren, dem sie Tribut zollen mussten. Nur die Städte, in denen der Fahrende Markt hielt, verlangten Standgebühren und Marktsteuer.

*Erinnerst du dich an den verrückten Alten in Ossla? Der war nackt*, sagte Andrej mit den Händen und grinste. Der besagte ältere Herr hatte sich mitten auf dem Marktplatz der Stadt ausgezogen, angefangen Seemannslieder zu schmettern und dazu mit steifen Bewegungen zu tanzen. Statt den Stadtwachen Bescheid zu geben, hatten die Leute ihren Spaß dabei, ihm Beifall zu klatschen, und einige hatten ihm sogar Münzen vor die Füße geworfen.

„Du bist mir vielleicht einer. Vergisst dauernd, die Heckklappe richtig zu verschließen, aber an einen tanzenden Nackten erinnerst du dich. Was soll bloß aus dir werden, hm?“, scherzte Radik und wuschelte mit seiner Rechten durch Andrejs braune Locken, die er an den Seiten bis auf wenige Millimeter gekürzt trug.

Andrej wehrte sich spielerisch dagegen und als sie fertig waren, gestikuliert er: *Ich vergesse es nicht. Der Verschluss ist kaputt. Seit Monaten. Frag endlich Alberico, ob er dir einen neuen schmiedet.*

„Ach“, grunzte sein Vater mit einer wegwerfenden Handbewegung, „Der alte ist doch in Ordnung, muss nur mal gerichtet werden. Erinnere mich daran, falls ich es vergesse, ja?“

Andrej nickte und setzte die Reinigung seiner Stiefel fort. Sein Vater hatte sie ihm vor einem Jahr gekauft und seitdem achtete Andrej pingelig darauf, dass sie immer top in Schuss waren, auch wenn sie langsam eng wurden. Er hätte auch Stoffschuhe tragen können, aber fand, dass die Stiefel aus rauem, dunkelbraunem Leder einiges mehr hermachten. Sie gaben ihm ein Stückchen Selbstbewusstsein, wovon er normalerweise nicht viel besaß. Denn weil er nicht sprechen konnte und sich nur mit seinen Händen zu vermitteln wusste, wurde er oft missverstanden. Mancher beschimpfte ihn sogar oder lachte ihn aus, was Andrejs Vater regelmäßig zur Weißglut trieb. Mehr als einmal hatten sie einen Markt beinahe abbrechen müssen, weil es zu Handgreiflichkeiten zwischen seinem Vater und Kunden gekommen war. Es tat Andrej leid, dass er seinen Vater so oft in Schwierigkeiten brachte. Aber was sollte er dagegen tun? Er war nun mal stumm und eine Stimme konnte er nicht im Krämerladen kaufen.

Deswegen wünschte sich Andrej kaum etwas sehnlicher, als lesen und schreiben zu lernen, um endlich mit anderen Menschen als seinem Vater kommunizieren zu können. In vielen Städten lernten es die Kinder schon sehr früh in den Schulen. Doch sein Vater konnte beides nicht so recht und selbst Kallipos, der Schreibwaren verkaufte, hatte keine Ahnung davon. Die einzige im Fahrennden Markt, die es beherrschte, war die Kräuterfrau Marta. Aber Andrej fand sie unheimlich und wollte sich nicht von ihr unterrichten lassen.

Außerdem wusste Andrej, wie alle anderen im Fahrenden Markt auch, dass Marta eine Hexe war. Und sie alle vermuteten, dass sie ihre Tinkturen und Salben gelegentlich mit Zaubern belegte, damit sie besser wirkten. Die Anwendung von Magie unterlag jedoch strengen Gesetzen und nur Magier und deren Lehrlinge erhielten Genehmigungen, die es ihnen erlaubten zu zaubern. Jeder, der ohne eine offizielle Erlaubnis dabei erwischt wurde, wie er den arkanen Künsten nachging, landete im Kerker. Oder schlimmer: am Galgen. So zumindest hörte er es in den Geschichten.

Und wenn Andrej sich nun von Marta Lesen und Schreiben beibringen ließe, könnten Menschen, die nicht zum Markt gehörten, auf die Idee kommen, dass sie ihm auch Zaubern beibrächte. Dann müsste nur eine Stadtwache davon hören und ehe er sich versah, stünde Andrej neben Marta am Pranger. Wer würde dann seinem Vater helfen?

Andrej war noch in seinem Grübeln verloren, als der Pferdewagen eine Hügelkuppe überfuhr und sich am Horizont die Stadt Jorbrug erhob.

„Na wird doch“, grummelte Radik. „Hey, Andrej! Hörst du mich? Oder fangen deine Gedanken wieder Wolken?“, fragte er und stupste seinen Sohn mit dem Ellenbogen an.

Andrej, der seine Stiefel mit Bienenwachs einrieb, blickte auf und lehnte sich zurück. Aus der Ferne konnte man nicht viel erkennen. Nur die Türme der Zitadelle und der rote Prachtbau des Rathauses hoben sich deutlich vom noch dunkelblauen Morgenhimmel ab. Das graue Band, welches die Stadtmauer war, verbarg die Häuser dahinter.

Von den vielen Städten, die der Fahrende Markt auf seiner ewigen Reise besuchte, gehörte Jorbrug zu den schönsten. Sie war eine reiche Stadt, die im Zentrum von gleich drei Handelsrouten lag. Und sie hatte eine Kanalisation, was dafür sorgte, dass die Straßen frei von Unrat und Kot waren. Ein Umstand,

der Andrej besonders freute, denn sonst musste er den Stellplatz für den Wagen seines Vaters immer erstmal von Müll und anderen, undefinierbaren Überresten städtischen Lebens befreien, bevor sie aufbauen konnten. Nicht aber in Jorbrug. Dort gab es sogar eigens von der Stadt bestellte Straßenkehrer, welche die Wege und Plätze frei von Dreck hielten. Kurzum: Jorbrug war nicht nur eine schöne, sondern auch eine saubere Stadt.

*Wenn ich mich jemals niederlassen müsste, dann hier*, sagten Andrejs Hände.

„Kann ich verstehen“, sagte Radik. „Aber mir liegt die Sesshaftigkeit nicht, wie du weißt.“

*Könnten wir nicht mal ein Jahr aussetzen? Vom Markt? Ich möchte wissen, wie es ist, wenn man irgendwo wohnt*, bedeutete Andrej und zog seinen rechten Stiefel an.

„Nein, Andrej, das können wir nicht und wir führen diese Diskussion nicht schon wieder! Wir sind Teil des Fahrenden Marktes und das werden wir auch bleiben! Das hier ist unser Zuhause“, sagte er und deutete mit dem Daumen hinter sich auf den großen Wagen aus hellem Holz. „Und das wird es auch bleiben bis man mich unter die Erde bringt. Wenn ich tot bin, kannst du tun und lassen, was du willst, aber ...“, seine Stimme versagte ihm.

Andrej hatte sich von ihm abgewandt. Seine vollen Lippen waren zu einem dünnen Strich zusammengepresst und er kämpfte gegen Tränen. Er hasste es, wenn sein Vater so redete. Er fürchtete den Tag, an dem er seinen Vater verlieren würde, denn dann wäre er ganz allein und niemand würde ihn mehr verstehen.

„Hey, es ... es tut mir leid. Ich habe das nicht so gemeint. Du weißt doch, wie wichtig mir der Markt ist“, sagte sein Vater sanft und etwas verlegen.

*Ja*, bedeutete Andrej, *aber ich weiß nicht warum*. Dabei bewegten sich seine Hände schroff und schnell, was sie immer taten, wenn er am liebsten geschrien hätte.

Radiks Mund öffnete und schloss sich wieder, ohne dass er einen Laut gemacht hätte.

Andrej sah seinen Vater an, seine Augen in einer Mischung aus Trauer und Wut zu Schlitzeln verengt.

*Du tust es schon wieder! Du sagst mir, was ich tun soll, aber nicht warum! Du redest nicht über Mutter, du sagst mir nicht, was dich an den Markt bindet, und du erklärst mir nicht warum du schweigst!*, fuchtelte Andrej hektisch.

„Ich wünschte, ich könnte es“, sagte Radik, ließ die Schultern hängen und blickte stumm nach vorne.

Energisch stieß Andrej seinen linken Fuß in den zweiten Stiefel und sprang ansatzlos vom Kutschbock hinunter. Der Waldweg war in eine gepflasterte Straße übergegangen. Er warf seinem Vater einen letzten enttäuschten Blick zu, dann ging er schnellen Schrittes in Richtung der Stadt.

„Andrej!“, rief ihm sein Vater hinterher. „Andrej, warte! Komm zurück!“

Doch Andrej ging einfach weiter. Vorbei an den Wagen der anderen Fahrenden Händler, die ihn freundlich grüßten – was er geflissentlich ignorierte.

Sein Ziel war die Spitze des Trosses. Der mit bunten Fahnen und Bannern geschmückte Wagen von Tomas, dem Marktältesten. Als Andrej ihn erreichte, hatte sich die verbliebende Strecke zur Stadt schon halbiert. Aus dem Gehen heraus setzte Andrej einen Fuß auf die unterste Sprosse der Leiter, die zum erhöhten Bock von Tomas' abenteuerlichem Wagen führte. Er griff nach dem rechten Holm und zog sich hinauf. Am Ende der Leiter setzte er sich neben Tomas auf den Kutschbock.

„Guten Morgen, kleiner Andrej! Wieder Streit mit deinem Vater?“, gackerte der Alte in seinen schwarz-grauen Bart und entblößte ein Lächeln, dem mehr als ein Zahn fehlte.

Andrej zuckte mit den Schultern, verschränkte die Arme und lehnte sich an das Brett hinter ihm. Tomas' Wagen war anders als die übrigen auf dem Fahrenden Markt. Als Marktältester war es seine Aufgabe, die Gemeinkasse zu beaufsichtigen und Marktsteuern zu zahlen, aber auch für Werbung zu sorgen und für den Zusammenhalt der Händler untereinander. Darum war sein Wagen etwas kleiner und so bunt wie nur irgend möglich, damit die Wachen auf den Mauern schon von weitem sehen konnten, dass der Fahrende Markt zu ihnen unterwegs war. Und darum war Tomas' Kutschbock auch oben auf dem Wagen und nicht davor, wie bei den anderen. Denn so konnte er sich einfach umdrehen und nach hinten sehen, um sicherzustellen, dass es allen Mitgliedern des Marktes gut ging.

„Mach dir nichts draus, hm? Das wird schon wieder“, sagte Tomas und klopfte Andrej freundlich auf die Schulter und begann eine fröhliche Melodie zu pfeifen.

Andrej mochte es bei Tomas mitzufahren. Von hier oben konnte er alles sehen, was noch weit vor ihnen lag. Auf dem Bock bei seinem Vater sah er immer bloß auf den Wagen vor ihnen. Und von hinten sahen sie alle gleich aus. Das wurde schnell langweilig. Außerdem war er hier allein, selbst wenn Tomas neben ihm saß. Hier konnte er ungestört denken oder wütend auf seinen Vater sein – was in letzter Zeit immer häufiger vorkam. Vater schob das auf Andrej und sagte, dass Kinder in seinem Alter eben so sind. Rebellisch und hitzköpfig.

Natürlich merkte Andrej, dass sich etwas an und in ihm veränderte. Nicht nur wurde er größer und muskulöser, er bekam auch einen fusseligen Bart, den er alle paar Tage rasierte. Und ja, auch in seinem Kopf kam es zu Veränderungen. Er dachte jetzt öfter daran, sich ein eigenes Leben aufzubauen.

Doch Andrej wusste, dass es nicht nur daran lag, dass er sich immer öfter mit seinem Vater stritt. Er mochte sein Leben als fahrender Schneider. Noch dazu war er gut in seinem Handwerk. Seine Borten waren so hervorragend, dass viele Leute Jahr um Jahr nur deswegen wieder an ihren Stand kamen. Seine Säume waren makellos und hielten ewig. Er konnte sogar nach Augenmaß feinste Kleider für Männer und Frauen schneiden, die ihnen passten wie eine zweite Haut. Selbst sein Vater sagte manchmal, dass Andrej jetzt schon ein besserer Schneider sei, als er es je gewesen war.

Aber das alles machte Andrej nur, weil er es musste und es schon immer sein Leben gewesen war. Er spürte, dass er etwas anderes wollte. Mehr als nur von Stadt zu Stadt zu ziehen und Borten und Kleidung zu verkaufen. Das einzige Problem: Er wusste nicht genau, was das war.

„Hast du schon gefrühstückt?“, fragte Tomas, als er fertig gepfeifen hatte.

Andrej schüttelte den Kopf.

„Unter dem Bock liegt ein Beutel mit Hefeklößen. Samira hat sie gestern erst gebacken. Nimm dir ruhig einen“, sagte Tomas und deutete unter sich. Andrej beugte sich hinab und streckte die Hand aus. Er liebte die Kuchen, Brötchen und Pasteten von Samira, der Bäckerin des Fahrenden Marktes.

„Wusstest du, dass ich es war, der den Fahrenden Markt gegründet hat?“, fragte Tomas, nachdem Andrej sich eine der Teigtaschen genommen und abgebissen hatte.

Natürlich wusste Andrej das. Tomas hatte ihm die Geschichte schon Dutzende, wenn nicht Hunderte Male erzählt. Aber das machte Andrej nichts aus, denn er hörte sie gerne. Manchmal hörte er auch nur halb zu und versank in seinen Gedanken. Also antwortete er nicht, sondern legte die Beine hoch und genoss die süße Fruchtfüllung des Gebäcks.

„Es ist bald fünfzig Jahre her, ich war noch ein Jüngling, kaum älter als du jetzt. Der Krieg war gerade vorbei und die Welt lag in Trümmern. Ich lebte damals in einem kleinen Dorf in Maponte, einem kleinen Fürstentum weit im Süden. Es ging uns nicht gut. Der Krieg hatte das Land verwüstet und es mangelte uns an Nahrung. Wir hatten einen harten Winter hinter uns, der einen Großteil unserer spärlichen Vorräte gekostet hatte. Also wurde ich dazu bestimmt mit einem Wagen in die nächste Stadt zu ziehen und Getreide oder Mehl zu kaufen, vielleicht ein paar Hühner oder ein Schwein. Doch als ich die Stadt erreichte, gab es dort nichts, was ich hätte kaufen können. Zumindest keine Nahrung, denn sie selbst litten schweren Mangel. Doch sie versprachen mir, dass sie mich gut bezahlen würden, brächte ich ihnen ebenfalls etwas zu essen. Also zog ich weiter und suchte. Und nach zwei Monaten, in denen ich mein Heimatdorf schon verhungert glaubte, kam ich schließlich hierher, nach Jorbrug. Die Stadt hatte den Krieg nicht unbeschadet überstanden, aber die Felder und Wälder ringsum waren größtenteils verschont geblieben. Und weil ein Krieg nicht nur Geld, sondern auch Leben kostet, hatte die Stadt einen großen Überschuss an Feldfrüchten und Obst. Und die Jorbrugger teilten es gerne mit anderen. Deshalb bekam ich für mein Geld viel mehr Ware, als ich brauchte. Ich musste sogar einen zweiten Wagen kaufen! Also kehrte ich um und machte in jeder Stadt, jedem Dorf Halt, welches ich auf meinem Weg hierher besucht hatte. Überall nahm man mir gerne etwas von dem ab, was mein Dorf nicht brauchen würde und als ich heimkehrte, hatte ich genug für uns alle, dass wir bis zur Ernte überleben konnten. Noch dazu hatte ich jetzt mehr Geld, als bei meiner Abfahrt.“

Tomas machte eine Pause, zückte seine kleine Tonpfeife aus der Jackentasche, stopfte aus einem grünen Stoffbeutel etwas Knaster hinein und entzündete ein Streichholz, welches er an

den Pfeifenkopf hielt. Er paffte ein paar Mal, bis der süßlich-saure Geruch von Kardamom die Luft erfüllte.

„Es gab für mich also nur einen einzigen logischen Schluss: Ich würde erneut losziehen und mein Glück darin versuchen, die kriegsgeschundene Welt mit allem zu versorgen, was sie brauchte. Über die Zeit schlossen sich mir andere Händler und auch Handwerker an und sehr bald war der Fahrende Markt bis weit über die Grenzen von Maponte hinaus bekannt und beliebt. Und, nun ja, den Rest kennst du ja. Zwar braucht den Fahrenden Markt heute niemand mehr so wirklich, weil die Felder wieder bestellt werden und es in den Städten wieder genug Händler und Handwerker gibt. Der Welt geht es gut. Aber missen möchte uns auch niemand. Wir bereisen viele Städte in allen Himmelsrichtungen und bringen den Leuten Dinge aus der Ferne, die sie noch nie gesehen haben und ohne uns nie gesehen hätten. Außerdem erinnern wir daran, dass es der Frieden zwischen den Königreichen ist, wegen dem es uns so gut geht. Deshalb hat man uns gerne in der Stadt. Sofern dein Vater nicht schon wieder eine Schlägerei anzettelt“, beendete Tomas seine Geschichte und stieß Andrej mit dem Ellbogen an.

Andrej verzog das Gesicht zu einem angedeuteten Lächeln. Er hatte nur halb zugehört, denn immer noch beschäftigte ihn der Zwist mit seinem Vater sehr. Außerdem waren sie nun beinahe bei der Stadt angekommen. Er konnte schon das Dach des Caros-Tempels erkennen, welcher sich neben dem Stadttor an die Innenseite der Mauer schmiegte. Caros war der Gott der Händler und Reisenden. Es gehörte zur guten Sitte, bei Betreten und Verlassen einer Stadt eine kleine Gabe im Tempel zu hinterlassen. Mit dem Geld wurden die Stadtwachen bezahlt und die Straßen zwischen den Städten instand gehalten.

Die Türme der Zitadelle erhoben sich nun weit in den Himmel. Sogar einige der Figuren und Mosaike, welche die

Mauern der Festung innerhalb der Stadt verzierten, waren auszumachen. Auch die sechs Meter hohen Statuen aus weißem Stein, die rechts und links vom Stadttor standen, waren zu erkennen. Andrej erblickte erste Kolonnen von Feldarbeitern, die durch das geöffnete Tor nach draußen strömten. Als sie an ihnen vorbeifuhren, wurden sie freundlich begrüßt.

Je zwei Mitglieder der Stadtwache standen links und rechts vor den Torflügeln. Auf ihren blankpolierten Brustharnischen spiegelte sich die aufgehende Sonne und sie wurden von ihren wuchtigen Hellebarden, die sie einhändig auf dem Boden abstützten, um einen halben Meter überragt. In der anderen Hand hielten sie ihre Helme, die von einem rot-gelben Federbusch geschmückt waren. Sie glichen ihren Pendants aus Stein wie ein Ei dem anderen. Nur dass sie eben kleiner und lebendig waren.

Tomas hielt vor ihnen an und hob die Hand zum Gruße. „Heda, Freunde! Ist in eurer Stadt noch ein Plätzchen für einen alten Mann und seinen Fahrenden Markt frei?“, fragte Tomas. Er stellte diese Frage jedes Mal, wenn sie in eine Stadt kamen.

„Heda, Freund! In unserer Stadt ist immer Platz für einen alten Mann und seinen Fahrenden Markt!“, antwortete die bärtige Wache und lächelte. Andrej wusste nicht, ob es Teil der Ausbildung jeder Stadtwache in allen Königreichen war, aber egal, wo sie ankamen, wurde Tomas auf seine Begrüßung gleich geantwortet.

Tomas nickte der Wache zu und gab seinen Pferden mit den Zügeln das Kommando zum Weitergehen. Der Wagen fing an zu rumpeln, als die glatte Reichsstraße in das grobe Kopfsteinpflaster der Stadt über ging.

Die Straßenkehrer gingen ihrer Arbeit nach und auch sonst fand Andrej, dass besonders viele Menschen auf der Straße unterwegs waren. Er stieß Tomas an, damit der ihn ansah.

*Warum sind so viele Leute unterwegs?*, fragte er mit seinen Händen.

Neben seinem Vater gab es kaum jemanden, der Andrejs Gebärden vollständig verstand. Aber der eine oder andere im Tross kannte seine Handworte und so konnte er sich zumindest grundlegend mit ihnen verständigen. Tomas verstand ihn besser als die anderen.

„Oh, wenn ich mich nicht irre, findet demnächst das Fest der Verigen statt“, antwortete Tomas und klopfte die ausgerauchte Pfeife auf seiner Lederhose aus.

Die Aussicht auf das Verigenfest erheiterte Andrej schlagartig. Er war zwar erst zweimal in der Stadt gewesen, während es stattgefunden hatte, und das letzte Mal lag drei Jahre zurück, aber er erinnerte sich sehr lebhaft und gerne daran.

Die Verigen waren die Schutzgötter der Stadt und zu ihren Ehren wurden in der Dunkelheit große Feuer entzündet und zahlreiche Stände boten Essen und Getränke feil. Der Höhepunkt des dreitägigen Festes war der Auftritt eines Magiers, der ein fantastisches Spektakel veranstaltete. Er schuf Bilder aus Licht und Rauch, mit denen er auf der großen Bühne auf der Festwiese Geschichten aus längst vergangenen Tagen erzählte. Jene Zeit, in der es noch Drachen und Riesen gegeben hat und zahllose Völker die Welt bewohnten. Heute war all das Vergangenheit.

*Können wir bis zum Fest in der Stadt bleiben?*, fragte Andrej mit aufgeregten Händen.

„Hmm, vielleicht“, antwortete Tomas. „Ich werde mich mal schlaumachen, wann das Fest beginnt. Wenn der Markt gut geht und die Einnahmen stimmen, dann können wir sicherlich lange genug bleiben. Außerdem erwarten wir neue Waren aus Kaideron, die hier bald eintreffen sollten.“

Das war zwar keine feste Zusage, dass sie bleiben würden, aber es reichte aus, um Andrej den Streit mit seinem Vater vergessen zu lassen, und sich auf das Fest zu freuen.

„Und jetzt geh zu deinem Vater, du wirst ihm beim Aufbau helfen müssen“, sagte Tomas und zwinkerte Andrej zu. Der lächelte dankbar und als sich Tomas' Wagen etwas verlangsamte, weil er einer Personenkutsche die Vorfahrt gewährte, kletterte Andrej behände die kurze Leiter hinunter und wartete auf den Wagen seines Vaters.

Wagen um Wagen rollten an Andrej vorbei und er grüßte jeden mit einer entschuldigenden Geste, weil er sie zuvor so unhöflich ignoriert hatte. Als seines Vaters Wagen in Sicht kam, ging Andrej auf ihn zu und schwang sich geschickt auf den Kutschbock.

*Entschuldigung*, bedeutete Andrej, doch er war sich nicht sicher, ob er es ernst meinte, was ihm ein wenig Bauchschmerzen bereitete.

„Nein, du hast nichts Falsches gesagt“, entgegnete sein Vater. „Mir tut es leid. Ich weiß, dass du dir manchmal ein anderes Leben wünschst und wenn du alt genug bist und ein Mädchen gefunden hast, das dich mag, dann kannst du dich mit ihr niederlassen, wo auch immer du möchtest. Versprochen.“

Andrejs Wangen wurden rot. Er sprach mit seinem Vater nicht gern über dieses Thema. Liebe, Mädchen und alles, was damit zu tun hatte. Was vor allem daran lag, dass er nicht das Interesse am anderen Geschlecht hatte, welches sein Vater ihm manchmal unterstellte. Oder am eigenen. Zwar hatte er schonmal ein Mädchen geküsst, aber das war nur Sahla gewesen, die Tochter von Nawfal, dem Kunstschnitzer. Sie hatte es ausprobieren wollen und Andrej hatte nichts dagegen gehabt, aber selbst keine großartige Neugier verspürt. Das Resultat war ein

plumpes Aufeinanderdrücken von Lippen. Es war feucht und warm – und Sahla hatte nach Mohn geschmeckt. Aber empfunden hatte Andrej dabei nichts.

*Wusstest du, dass bald das große Fest stattfindet?*, versuchte Andrej vom Thema abzulenken. Für „Verigen“ hatten sie keine eigene Geste.

„Nein, das ist mir neu. Aber gut zu hören. So ein Fest spült die Dörfler in die Stadt und mehr Leute auf dem Markt bedeutet mehr Umsatz“, sagte Radik und grinste. „Gut, dass Tomas unseren Kalender im Kopf hat.“

*Vielleicht werden wir die zwölf Meter senfgelben Stoff los, grässliche Farbe!*, beschwerte sich Andrej.

„Zugegeben, das war ein Fehlkauf. Ich werde schauen, dass ich ihn an den Mann bekomme. Oder an die Frau. Vielleicht braucht ja jemand senfgelbe Beinlinge“, scherzte Radik und entlockte Andrej damit ein Lächeln.

*Soll ich Borte weben oder hast du anderes mit mir vor?*, erkundigte sich Andrej.

„Mal überlegen ... Wir haben zwar einiges an Stoffen und ich glaube, zuletzt sind uns die Hemden ausgegangen, aber darum kümmerge ich mich. Mach du mal deine Borten, die verkaufen sich in großen Städten ohnehin besser als Hemden oder Hosen“, gab Radik sein Einverständnis.

Andrej liebte es, Borten zu weben. Er hatte sich dafür, zusammen mit dem Schreiner Tobias, extra einen kleinen Webstuhl gebaut, den man auseinandernehmen und platzsparend verstauen konnte. Er wusste nicht ganz warum, aber er konnte sich im Weben so sehr verlieren, dass er manchmal ganze Stunden und halbe Tage nicht mitbekam, was um ihn herum geschah. Dabei arbeitete er so schnell, dass sein Vater mit dem Verkaufen kaum hinterherkam, und so hatten sie einen beachtlichen Vorrat an Borten in den verschiedensten Farben und

Formen. In jeder Stadt der acht großen Königreiche gab es jemanden, der an seiner Kleidung Andrejs Handwerk trug.

Der Fahrende Markt rollte und ratterte weiter über die Hauptstraße auf den Marktplatz zu. Die Zitadelle war zu einem alles überragenden, grauen Riesen geworden. Sie stand auf einer flachen Erhebung nördlich des Marktes, wodurch die Wachen auf den acht Türmen die gesamte Stadt und das Umland im Blick hatten.

Als der Wagen von Andrejs Vater endlich auf den Markt fuhr, waren die meisten anderen schon mit dem Aufbau ihrer Stände beschäftigt oder bereits fertig. Weil Andrejs Vater beim Einpacken gerne mal trödelte und stattdessen den ein oder anderen Plausch hielt, gehörten sie immer zu den letzten, die einen Markt verließen und fuhren deshalb am Ende des Trosses. Eine Unart, die Andrej seinem Vater nicht austreiben konnte.

Andrej sah Nawfal, der seine fein geschnitzten Figurinen aus mit Stroh gefüllten Körben holte und in die Regale stellte. Sahla stand daneben und büstete ihr langes, schwarzes Haar. Für das Mädchen gab es einfach keine Sorgen auf der Welt.

Gleich neben Nawfals Wagen stand Samira, die Holzscheite in den Backsteinofen legte, der ihren halben Wagen einnahm. Drei Bretter mit Teiglingen warteten schon darauf, in den heißen Ofen geschoben zu werden.

Ihr gegenüber stand Albericos Wagen, der als einziger nahezu vollständig aus Eisen gefertigt war, damit das Feuer aus seiner Esse nicht auf den Wagen überspringen konnte. Wegen des hohen Gewichts wurde er von sechs Pferden gezogen und hatte außerdem drei verstärkte Achsen und eiserne Räder und war damit eine der Kuriositäten des Fahrenden Marktes. Und er blieb am häufigsten im Schlamm stecken.

Etwas weiter hatte Bogdan seine rollende Metzgerei aufgebaut, der Duft aus seinem Räucherofen ließ Andrej das Wasser im Mund zusammenlaufen. Bogdan pries seine Dauer-

würste immer als die besten in den acht Königreichen an und tatsächlich schmeckten sie besser als die meisten anderen. Was aber nur daran lag, dass er stets etwas Zucker unter das Brät rührte, bevor er es in den Darm füllte.

Außerdem standen dort die drei Wagen von Bai Bao und seiner Theatertruppe, deren aufgeklappte Seiten zusammen eine Bühne bildeten. Kallipos, der Schreibwarenverkäufer, dessen Wagen von außen vollständig mit schwarzer und roter Tinte bemalt war. Jette, deren Pökelwaren und Dörrobst in jeder Stadt reißenden Absatz fanden. Ordmeat mit seinem Schankwagen, der wie ein liegendes Bierfass gestaltet war. Dies war seine Familie, seit Andrej sich erinnern konnte.

Der Fahrende Markt baute sich, sofern genügend Platz vorhanden war, immer gleich auf. Es gab vier Reihen zu je sechs Wagen, von denen jeweils zwei Reihen die Wagen Seite an Seite stellten. So bildete sich in der Mitte eine Gasse und zwei Stirnseiten. Etwas abseits davon parkte Tomas seinen bunten Wagen, von dem aus er als Marktschreier versuchte, möglichst viele Kunden zu locken. Die Plätze an den Ecken des Marktes waren immer schnell belegt, denn dort kamen die meisten Menschen vorbei.

Andrejs Vater fuhr ihren Wagen in die Mitte der Gasse und ließ die Pferde anhalten. Andrej stieg ab, ging nach vorne und packte die Gäule an den Brustblättern. Die weiß-braunen Hengste wussten, was als nächstes kam und stemmten sich rückwärts gegen ihr Geschirr. Mit unendlich oft wiederholten Kommandos manövrierte Andrej die Pferde, und damit den Wagen, neben den vom Töpfer Jannis, dessen Lehrlinge ihre Drehscheiben schon aufgebaut hatten und feuchten Lehm in gleichförmige Blöcke schnitten.

Als sie fast richtig standen, befreite Andrej die Zugpferde aus ihren Geschirren und band sie mit einem langen Seil am Kutschbock fest. Dann löste er die Scharniere an der Deichsel

und klappte sie hoch. Zusammen mit seinem Vater schob er den Wagen in seine endgültige Position.

Mit vier Handgriffen öffnete er die seitliche Klappe und hob sie mit dem dafür vorgesehenen Stock an. Sein Vater arretierte die Gelenkscharniere und fertig war das Dach ihres Standes. Jetzt hieß es Waren ausklopfen, aufhängen und auslegen. In wenigen Stunden würde der Fahrende Markt sich für die Stadtbevölkerung öffnen.

Als sie nach einer Stunde damit fertig waren, Wagen und Stand herzurichten, drückte Andrejs Vater ihm zwei Silberlöwen in die Hand. Diese Münzen, wegen des aufgeprägten Motivs schlicht Löwen genannt, waren die einzige Währung, die in allen acht Königreichen akzeptiert wurde. Es gab die kleinen Kupferlöwen, die weit verbreiteten Silberlöwen und die kostbaren Goldlöwen. Außerdem die äußerst seltenen Großgoldlöwen, von denen jede Münze zehn Goldlöwen wert war. Aber die kannte Andrej nur aus Geschichten von Tomas, von denen er nicht wusste, ob er jedes Wort ernst nehmen konnte.

„Geh bitte rasch zum Tempel und richte Caros unseren Dank für eine sichere Reise aus. Auch wenn er sich die Sache mit dem steckengebliebenen Rad kurz vorm Ziel hätte sparen können“, sagte Radik mit einem Grinsen. „Und wenn du wiederkommst, bringst du bitte die Pferde in den Stallungen der Zitadelle unter. Tomas wird sich hoffentlich um die Bezahlung gekümmert haben“, sagte er und beschäftigte sich gleich wieder mit der Auslage.

Andrej verdrehte die Augen, aber machte sich auf den Weg. Wie so oft, wenn er frisch in einer Stadt angekommen war, beobachtete er die Menschen um sich herum. Es gab große Unterschiede darin, wie sie sich kleideten und miteinander redeten, je nachdem wo sich der Markt aufhielt. Hier in Jorbrug trugen die Leute lange Hosen und kurzärmelige Hemden,

von denen die meisten eine Kapuze hatten. Vor allem jetzt, im Spätsommer, war es in dem Landstrich um Jorbrug herum zwar warm, aber es regnete häufig.

Doch Andrej fiel auch auf, dass mehr Stadtwachen unterwegs waren als sonst. Bei seinem letzten Besuch vor etwa einem Jahr waren ihm hier und da ein paar Wachen aufgefallen, die auf Patrouille waren. Aber diesmal sah er in fast jeder Straße mindestens zwei von ihnen herumstehen, die aufmerksam die Leute um sich herum bäugten.

„Hey! Andrej!“, hörte er hinter sich eine Mädchenstimme ausrufen. „Warte auf mich!“

Andrej drehte sich um und sah Sahla auf sich zu rennen. Sie schlängelte sich geschickt zwischen den Stadtbewohnern hindurch, was dank ihrer schmalen Gestalt kein Problem war.

*Was ist?*, fragte Andrej knapp und verlieh der Frage mit einem Augenrollen zusätzlichen Ausdruck. Sahla verstand ihn nicht sonderlich gut, weswegen er mit ihr eher durch Körpersprache kommunizierte.

„Vater hat mich auch zum Tempel geschickt“, sagte Sahla und hielt zwei Kupferlöwen in die Höhe.

*Aha*, vermittelte Andrej mit einem Achselzucken, drehte sich wieder um und ging weiter.

„Hast du schon davon gehört, dass sich einer von Jannis' Lehrlingen in Minnas Nichte verliebt hat?“, fragte sie mit ihrer aufdringlichen, frechen Stimme. Sie ging Andrej auf die Nerven. Er schüttelte den Kopf, aber eigentlich wusste er schon länger davon als alle anderen. Sören und Ines waren nicht nur verliebt, sondern knutschten und kuschelten seit Monaten miteinander rum, wenn sie glaubten, dass keiner zusah.

„Ich hab es von Marta und die muss es wissen, denn sie weiß alles“, brabbelte Sahla weiter.

Andrej hätte ihr am liebsten gesagt, dass sie den Mund halten sollte, aber das war nicht nötig, denn sie erreichten den

Tempel und darin waren nur stille Gebete erlaubt. Reden war verboten. Deshalb hastete er schnellen Schrittes hinein. Den Mönch, der neben dem Eingang stand, grüßte er mit einem knappen Nicken.

Der Tempel war eingerichtet, wie alle anderen Carostempel auch. Es gab keine Bänke, denn dies war ein Ort der Reisenden. Hier konnten die Daheimgebliebenen für jene beten, die auf den Straßen der Königreiche unterwegs waren.

Andrej warf je einen Löwen in die Schalen vor dem Ankommenden und den Reisenden Caros. Er kniete sich hin und sprach in Gedanken ein kurzes Dankgebet. Dann stand er auf und ging zum Ausgang, wo Sahla stand.

Doch sie wartete nicht auf Andrej, sondern starrte mit offenem Mund aus der Tür in Richtung des Tores. Entnervt schob er sie zur Seite und sah selbst nach, was ihre Aufmerksamkeit dermaßen fesselte. Und was er sah, ließ seinen Mund aufklappen und seine Augen weit werden.

Umgeben von einer bunten Menschenschar, die ihm jubelte, ritt ein gutaussehender Mann von vielleicht vierzig Jahren, mit kurzem, braunem Haar in die Stadt. Er trug einen gestutzten Vollbart, der sein wettergegerbtes Gesicht angenehm umrahmte. Seine Augen waren weise und gütig, aber auch traurig, wovon sein mildes Lächeln ablenkte. Zudem fiel Andrej auf, dass die Kleidung des Mannes außergewöhnlich hochwertig gearbeitet war. Das helle Mittelgrau seines Umhangs passte perfekt zu der blauen Weste, unter der er ein weißes Hemd trug, und der braunen Lederhose, der anzusehen war, dass sie schon lange in Gebrauch war. Seine dunkelbraunen Lederstiefel hatten eine golden verzierte Krempe und kosteten mit Sicherheit mehr, als alles was Andrej besaß zusammen. In seiner linken Hand hielt er einen Stab, dessen oberes Ende in Form einer Raute geschnitzt war, deren Mitte von einem großen blauen Edelstein eingenommen wurde. Der Schaft des

Stabes war mit zahlreichen eingebrannten Runen versehen. Von seiner Hüfte baumelte eine Schwertscheide, auf der ein Siegel aufgebracht war, welches ihn als Mitglied des Zirkels von Uthrait auswies.

Wer da in die Stadt geritten kam, war niemand anderes als ein waschechter Magier.

## 2. DIE DIEBIN

Die gleißende Sonne stand im Zenit über dem Weingut im Herzen der kleinen Grafschaft Cuistera. Die Arbeiterinnen des Gutshofs waren seit den frühen Morgenstunden an den flachen Hängen des Weinberges unterwegs und ernteten die reifen, grünen Trauben. Der seichte Wind trieb frische Seeluft von der naheliegenden Küste heran.

„Ich arbeite schon seit Jahren für Fürst Marciante, aber noch nie habe ich eine so geschickte und schnelle Herbsterin wie dich gesehen, Leda“, sagte Flavia und kippte ihren Korb voller Trauben in den Handkarren, mit dem sie die geernteten Beeren zum Gutshof bringen würden.

„Danke“, sagte Sol, wie Leda eigentlich hieß, und lächelte. „Ich weiß auch nicht, woran's liegt. Scheine eine natürliche Begabung dafür zu haben.“ Das war eine Lüge, denn Sol wusste sehr genau, woher ihre Fingerfertigkeit stammte: Sie war die beste Diebin in den Acht Königreichen.

Nicht, dass das irgendjemand wüsste oder sie es anderen auf die Nase binden wollte, aber sie hatte Einbrüche und Diebstähle begangen, über die man sich in Diebeskreisen ehrfürchtig Geschichten erzählte.

Eine Woche lang hatte Sol das Weingut aus ihrem Versteck in einer Baumkrone heraus beobachtet. Sobald sie sich einen Überblick über die täglichen Abläufe gemacht hatte, stellte sie sich dem Hausmeier als Leda vor und bot ihm an gegen geringe Bezahlung bei der Traubenlese zu helfen. Er nahm das Angebot gerne an, da gerade erst ein Großteil des Personals krank geworden war. Was ganz vielleicht etwas mit den Karu-Nüssen zu tun hatte, die Sol in eine Ladung frischen Fisches für die

Küche des Weingutes gerieben hatte. Die Nüsse waren geschmacklos, aber der Durchfall würde eine Weile bleiben. Der Kutscher hatte sie nicht bemerkt, als sie aus dem Gebüsch auf seinen Wagen gestiegen war, das Fass geöffnet und das fein-geriebene Nusspulver darüber verteilt hatte und wieder abgesprungen war.

Dank dieser Arbeitsstelle erhielt Sol begrenzte Bewegungsfreiheit auf dem Gutshof und konnte sich Details und Wege im Inneren der Gebäude einprägen. Einzig die Privatgemächer des Fürsten, wo sie die Schatulle vermutete, waren tabu, weshalb sie sich darin erst orientieren konnte, sobald sie eingestiegen war.

Aber da der Fürst sich zurzeit gar nicht auf dem Gut aufhielt, sondern in der Stadt seinen Geschäften nachging, war das kein wirkliches Problem. Dass sie zwischendurch jeden Tag zwölf Stunden mit den anderen Mädchen und Frauen am Weinhang Trauben ernten musste, störte sie kaum. Vielmehr war es eine willkommene Abwechslung zu ihrer sonst eher einsamen, nächtlichen Tätigkeit.

Sol wusste bereits, wann sie zuschlagen würde. In zwei Tagen war Unmondnacht, die dunkelste Nacht in jedem Monat, in der keiner der beiden Monde am Nachthimmel zu sehen sein würde. Diebesnacht, wie sie auch genannt wurde. Es tat ihr zwar leid, dass sie Flavia und die anderen Herbsterrinnen auf diese Weise hintergehen würde, aber das Leben als Meisterdiebin brachte es mit sich, dass man nicht viele Freunde hatte. So war dieses Leben ein einsames, aber Sol kannte es kaum anders, denn sie war schon früh in ihrem Leben allein gewesen. Zumindest auf der Straße – zuhause wartete ihre Familie.

„Deine langen Finger und Arme helfen wahrscheinlich auch ein bisschen“, sagte Flavia und betrachtete kurz ihre eigenen Hände, bevor sie die nächste Weintraube abschnitt und sie über ihre Schulter in ihren Korb beförderte.

„Mag sein. Aber ich finde, es macht auch ziemlichen Spaß“, sagte Sol und meinte es ernst. Sie könnte durchaus noch den Rest der Weinlese damit verbringen, auf dem Weinberg zu arbeiten. Doch die Zeit drängte. Ihr Auftraggeber hatte ihr einen Monat Zeit gegeben, die Schatulle aus den Gemächern des Fürsten zu entwenden. Und sie hatte bereits eine Woche mit der Anreise verbracht, eine weitere beobachtet und war seit vier Tagen auf dem Gut beschäftigt. Das ließ ihr kaum zehn Tage, um die Schatulle zu stehlen und wieder nach Ioshana zu reisen.

„Na, das soll mal einer hören ... hat Spaß an der Arbeit! Und dabei wirst du noch schlechter bezahlt als wir übrigen Weiber!“, empörte sich Flavia gespielt, aber musste lächeln. Dabei bekam sie die süßesten Grübchen.

Sol mochte die etwas ältere Flavia sehr, obwohl sie sich erst wenige Tage kannten. Sie liebte den Kontrast zwischen Flavias strohblonden Haaren, die sie immer zu einem losen Zopf gebunden trug, und ihrer landestypischen, hellbraunen Haut. Zudem war Flavias Lächeln so voller Wärme, dass es den Winter vertreiben konnte, da war Sol sich sicher. Und jedes Mal, wenn sie in Flavias strahlend grüne Augen sah, dann erblickte sie darin den Frieden, den sie ihr Leben lang gesucht hatte. Noch nie hatte Sol während eines Auftrags zugelassen, dass ihre Emotionen eine Rolle spielten, aber dieses Mal war es anders und sie konnte – oder wollte? – nichts dagegen tun.

Vielleicht würde Sol ihr verraten, wer sie wirklich war. Dass sie nicht Leda hieß, und sie fragen, ob Flavia sie nach Ioshana begleiten würde. Mit dem Geld, das sie bei diesem und den Aufträgen davor verdiente, würden sie eine lange Zeit sehr gut leben können.

Aber nein, vermutlich würde Flavia entsetzt sein zu hören, dass Sol sie belogen hatte und eine Diebin sein sollte, die nur hierher gekommen war, um den Fürsten zu bestehlen. Viel-

leicht würde Flavia sie sogar an den Hausmeier verraten und dann müsste Sol fliehen, ohne die Schatulle an sich gebracht zu haben. Und ihr Auftraggeber hatte sich äußerst klar darüber ausgedrückt, was passieren würde, käme sie mit leeren Händen zurück. Sie hatte ihn bisher nie enttäuscht, aber er flößte ihr Respekt ein und das konnten nicht viele von sich behaupten. Sol hatte sein Gesicht zwar noch nie gesehen, da es immer unter einer weiten Kapuze verborgen war. Doch seine überaus arrogante Körperhaltung, seine übertriebene Gestik und seinen Geruch nach Sandelholz und Pinienharz hatte sie sich eingepägt.

„Alles macht Spaß, wenn man es mit den richtigen Leuten tut“, sagte Sol und blickte Flavia dabei aus dem Augenwinkel an. Sie erntete absichtlich etwas langsamer, als sie es hätte tun können, damit sie mit Flavia auf gleicher Höhe blieb.

„Stimmt“, sagte Flavia und lächelte erneut. „Oh! Schau mal, wer da kommt!“

Sol drehte sich um und ließ die Schultern hängen. Aus Richtung des Gutshofs schritt Egizia auf sie zu. Sie war die jähzornige Aufseherin über die Herbsterinnen und entsprechend unbeliebt. Und wann auch immer sie den Hof verließ und auf den Weinhang kam, bedeutete das zusätzliche Arbeit. Und diesmal sollte es wohl Sol und Flavia treffen.

„Ihr beiden! Flavia und die Neue! Mitkommen!“, rief Egizia aus einiger Entfernung und drehte wieder um.

„Ich kann die Alte einfach nicht ab!“, fluchte Sol und packte ihre Schere ein.

„Niemand kann das. Aber lass sie das bloß nicht hören“, schmunzelte Flavia und packte die Deichsel der Karre, auf den sie ihren Korb gestellt hatte.

„Wäre vielleicht gar nicht übel, wenn jemand mal ehrlich zu ihr wäre“, murkte Sol und schob den Karren von hinten, wäh-

rend sich beide auf den Weg machten, der Aufseherin zu folgen.

„Ich glaube nicht, dass das etwas bringen würde. Außerdem reicht es mir, wenn du ehrlich zu mir bist“, sagte Flavia fröhlich und ahnte nicht, was für einen Stich sie Sol damit versetzte.

„Die Fürstin und ihre Tochter haben sich für einen kurzfristigen Besuch angekündigt und weil das Hauspersonal erkrankt ist, habt ihr die ehrenvolle Aufgabe, die Gemächer des Palazzos herzurichten“, erklärte Egizia auf dem Weg zum Hof. Ihre Stimme wie immer kühl und gelangweilt. Die Aufseherin trug ihre ergrauenden Haare streng nach hinten gekämmt in einer aufwändigen Flechtfrisur.

Sol erschrak. „Und ... wann kommt die Fürstin? Also, wie viel Zeit haben wir dafür?“

Die Aufseherin drehte im Gehen ihren Kopf nach hinten und fragte mit hochgezogener Augenbraue: „Hast du etwa noch etwas Wichtigeres zu tun?“

„Nein, das nicht“, sagte Sol hastig. „Ich wollte bloß wissen, ob wir uns sehr beeilen müssen.“ Kaum dass sie fertig gesprochen hatte, wusste sie schon, was die Aufseherin antworten würde.

„Gearbeitet wird immer mit höchster Eile und der gebotenen Präzision“, erklärte Egizia. Ein Mantra, welches sie bei jeder Gelegenheit wiederholte. „Die Gemächer haben bis heute Abend fertig zu sein, wir rechnen in den frühen Morgenstunden mit der Ankunft der Fürstin und ihrer Tochter.“

Was Sol nur noch diese Nacht ließ, um den Diebstahl zu begehen. Sie hasste es, wenn sich Pläne änderten und sie hastig agieren musste. Aber es war nicht das erste Mal und auch diese Planänderung würde sie nicht davon abhalten ihren Auftrag zu erfüllen. Und immerhin gab ihr diese unverhoffte Aufgabe die Gelegenheit, sich im Inneren des Palazzo umzusehen.

Sie erreichten die Mauer, die einmal um den gesamten Hof verlief, aber kaum hoch genug war, um einen echten Dieb fernzuhalten. Der baumumstandene Hof selbst bestand aus vier Gebäuden, die wie ein U angeordnet waren.

Auf der linken Seite kam zuerst das lange, niedrige Haus der Herbsterinnen, in dem die vierzig Frauen und Mädchen kaum genug Platz fanden, weshalb einige von ihnen im Freien übernachteten.

Darauf folgte ein zweistöckiges Haus, in dessen Untergeschoss die Küche untergebracht war. Darüber befanden sich die Gemächer der Aufseherinnen und Köchinnen, die alle ein eigenes Zimmer hatten.

Rechts stand das lange, niedrige Gebäude, in dem die Trauben nach der Lese verarbeitet wurden. Dort befand sich auch einer der zwei Zugänge zum Weinkeller, in dem der Wein in großen Fässern reifte. Dahinter lagen die Stallungen.

Am jenseitigen Ende lag der Palazzo. Das prächtige, dreistöckige Gebäude, dessen Fassade weiß verputzt, mit vielen Marmorsäulen versehen und mit Darstellungen von Weinreben und dem Abbild des Weingottes Ugmos geschmückt war.

„Besen, Eimer und Lappen könnt ihr euch in der Küche holen“, sagte Egizia und deutete auf das Gebäude. „Aber dass ihr mir die Finger von den Vorräten lasst! Luciana und Marcella werden es merken und dann gibt es drei Tage gar nichts zu essen! Verstanden?“

Sol und Flavia nickten.

„Gut. Und auch im Palazzo fasst ihr mir nichts an, es sei denn, ihr müsst es beiseite räumen! Roberta wird euch zeigen, wo ihr sauberzumachen habt“, meckerte Egizia weiter. „Und wenn etwas zu Bruch geht, dann Gnade euch Ratar!“

Entgegen der Drohung musste Sol lächeln. Ratar war der Gott der Sünder und Diebe. Seine Gnade und sein Segen waren schon immer mit Sol gewesen.

„Was gibt es da grinsen, Göre?“, fauchte Egizia Sol an.

„Ach, nichts. Ich freue mich nur darauf in höchster Eile präzise Arbeit abliefern zu dürfen“, log Sol und versuchte sich das Lächeln zu verkneifen, was ihr nicht sehr gut gelang. Der Umgang mit Autoritätsfiguren lag ihr einfach nicht.

„Verlaustes Balg! Mach dich an die Arbeit!“, krächte Egizia und ging, immer noch meckernd, ihrer Wege.

Sol wartete, bis Egizia außer Sichtweite war und prustete lachend auf. Flavia beäugte sie einen Moment, dann fiel sie ins Lachen mit ein.

„Verlaustes Balg!“, imitierte Sol die Aufseherin und trottete hinter Flavia her, die zwar noch lachte, aber sich auf den Weg zur Küche gemacht hatte.

„Du solltest wirklich etwas besser darauf achten, was du sagst. Egizia kann dich auch rauswerfen“, mahnte Flavia, doch lächelte dabei.

„Ach, das wird sie schon nicht“, sagte Sol, als sie die Küche erreichten. „Wir sind so schon zu wenige. Da wird sie das flinkeste Paar Hände nicht entbehren können.“

„Ich hoffe, du hast Recht“, sagte Flavia und reichte Sol einen Eimer und einen Lappen. Flavia nahm einen Besen und eine Handschaufel.

Obwohl sie während der Lese unerlaubterweise von den Weinbeeren genascht hatte, knurrte Sols Magen. Sie beäugte die Würste, die neben dem Kamin hingen.

„Na, nimm dir schon eine, Mädchen“, erklang Marcellas weiche Stimme aus der Bodenklappe, die zum Vorratskeller führte. Gleich darauf erschien ihr Kopf und grinste Sol und Flavia freundlich an. Trotz ihrer Leibesfülle stieg sie die steile Leiter behände hinauf.

„Ähm, ich wollte gar nicht ...“, versuchte Sol sich rauszureden.

„Ist gut, Kleines. Deinen Magen hab ich bis in den Keller gehört. Hier“, sagte sie und nahm zwei Würste von der Stange. „Für jede eine. Und nun macht, dass ihr fortkommt, bevor Egi-zia euch mit den Leckerbissen sieht. Ab!“ Marcella klatschte zweimal in die Hände und Sol und Flavia verzogen sich.

Rasch verschlangen sie die köstlichen Würste aus Schaf-fleisch. Die Schärfe trieb ihnen die Tränen in die Augen und als sie Wasser aus dem Brunnen holten, nahmen sie selbst einige große Schlucke vom kühlen Nass.

„Warst du schonmal drinnen?“, fragte Sol, als sie nicht mehr das Gefühl hatte, ihr Mund stünde in Flammen. Dabei nickte sie mit dem Kopf in Richtung des Palazzo.

„Ein paar Mal, als Gabriella, die Tochter des Fürsten, noch kleiner war. Damals hat sie sich noch mit uns abgegeben. Jetzt ist sie eine Dame der feinen Gesellschaft und wir sind nur noch Bedienstete. Aber so ist es nun mal, nicht wahr? Wer viel Geld hat, der hat keine Freunde mehr. Nur Angestellte und Geschäftspartner“, sagte Flavia und klang dabei traurig.

Sol wusste, dass schon Flavias Mutter immer im Sommer und Herbst auf dem Gut gearbeitet hatte. Doch seit zwei Jahren war ihre Mutter krank. Sie lag mit dem Gelben Schrecken im Bett und Flavia musste seitdem den Lebensunterhalt verdienen. Ihr Vater hatte die Familie früh verlassen und ihr älterer Bruder diente zwar in der Armee, aber hatte alle Verbindungen zu Mutter und Schwester gekappt.

Sol und Flavia redeten viel über solche Dinge, wenn sie abends draußen unter einem der Kastanienbäume lagen, um der Enge und Hitze ihrer eigentlichen Unterbringung zu entgehen. Sol verschwieg dabei vieles aus ihrer Vergangenheit. Aber sie erinnerte sich ohnehin nur ungern an die Zeit, bevor sie von Dinko aufgenommen und zur Diebin ausgebildet worden war.

„Na komm“, sagte Sol und fasste Flavia an der Hand. „Mit etwas Glück sind wir eines Tages auch reich und haben keine Freunde mehr.“

„Wir?“, fragte Flavia mit schiefgelegtem Kopf.

Sol lief rot an. „Naja, also ... ich meine jede von uns. Einzelnen. Reiche Männer und so“, verhaspelte sie sich weiter.

Flavia kicherte und Sol wurde der Magen schwer.

„Ist schon gut. Ich mache mir da keine große Hoffnung. Und mein Leben ist ja auch nicht schlecht. Es kommt mir nur manchmal unfair vor. Diese Willkür, wer reich und wer arm geboren wird. Aber mit dir zusammen bin ich gerne arm“, sagte Flavia und ging in Richtung des Palazzo, wobei sie Sols Hand jedoch nicht losließ. Sol ließ sich verwirrt und immer noch rot im Gesicht von Flavia mitziehen.

Die Kämmerin Roberta hatte Sol und Flavia an der doppelflügeligen Tür des Prachtbaus in Empfang genommen und war mit ihnen in das dritte Stockwerk gegangen, wo sie ihnen zeigte, welche Räume sie zu säubern hatten.

Es war nicht das erste Mal, dass sich Sol in einem Haus aufhielt, das reichen Leuten gehörte. Aber es war das erste Mal, dass die Sonne noch schien und sie kein Eulenlicht brauchte, um sich fortzubewegen. Die kleine Lampe aus dunklem Rauchglas beleuchtete nur den Raum etwa einen Schritt um ihren Träger herum. Und selbst das nur spärlich. Dieses nützliche Diebeswerkzeug lag zusammen mit den Dietrichen und dergleichen in einer nicht mehr bewohnten Spechthöhle, in einer Eiche östlich des Weingutes. Sol hoffte bloß, dass der Lederbeutel nicht die Aufmerksamkeit irgendeines Marders auf sich zog.

Für einen Fürsten waren die Privaträume beachtlich spärlich dekoriert, fand Sol. Da ließen es sich die Amts- und Würden-träger in den großen Städten der Königreiche wesentlich besser

gehen. Aber vielleicht war Fürst Marciante auch ein vernünftiger Mann, der sein Geld lieber investierte und mehrte, als es für teures Kleinod und schnöde Pracht zu verprassen.

Zuerst hatten Sol und Flavia das Gemach der Fürstentochter gesäubert, wobei Flavia fegte, während Sol die Tische und Schränke mit dem Lappen reinigte. Danach schrubhte Sol den Boden und Flavia schüttelte die Decken aus und die Kissen auf. Sol kannte das Mädchen, das hier lebte, nicht, aber es hatte deutlich zu viele Kleider, zu viele Schuhe und es spielte offenbar noch mit Puppen. Als Sol das Schmuckkästchen anhob, um darunter zu wischen, lag es verlockend schwer in ihren Händen, aber sie widerstand ihrer diebischen Natur und stellte es brav wieder zurück. Als sie fertig waren, wechselten sie in das Ankleidezimmer der Fürstin, das nur aus Kleiderschränken und Spiegeln bestand, und danach in den Kaminsalon, der bis unter die Decke mit Büchern vollgestopft war.

Es war bereits später Nachmittag, als sie das Schlafgemach des Fürstenpaares betraten. Sol erspähte die Schatulle sofort, denn sie stand gegenüber der Tür auf einer breiten Kommode. Sie sah genauso aus wie die vier anderen Schatullen, die sie für ihren gesichtslosen Auftraggeber gestohlen hatte: Aus dunklem Nussbaumholz gefertigt, schnörkellos und schlicht. Und ebenso war sie an einem Ort platziert, der ihr eine gewisse Prominenz zugestand, aber nicht so sehr, dass man den Eindruck bekam, dass ihr Besitzer wisse, was es mit der Schatulle auf sich hatte. Außerdem hatte sie, wie die anderen auch, kein Schloss. Die Fuge zwischen Deckel und Korpus war klar zu erkennen, aber egal was Sol in der Vergangenheit versucht hatte, die Schatullen waren schlicht nicht zu öffnen gewesen. Und ein unsichtbarer Verschluss war selbst für Sol, die sonst nie Probleme mit dem Öffnen eines Schlosses hatte, ein Ding der Unmöglichkeit.

Und so wusste Sol zwar nicht, was in den von ihr gestohlenen Schatullen enthalten war, aber das musste sie auch gar

nicht. Sie hatte einen Auftrag zu erfüllen und dafür wurde sie fürstlich entlohnt. Für jede Schatulle, die sie ihrem Auftraggeber brachte, erhielt sie einhundert Goldlöwen. Die bisherigen vierhundert Goldlöwen wurden von Dinko in seiner Kellerschenke, die auch als geheime Bank für Diebe fungierte, sicher verwahrt. Sol wusste, dass sie insgesamt fünf dieser Schatullen stehlen würde. Fünfhundert Goldlöwen waren ein Vermögen, welches dem Jahreseinkommen eines Fürsten gleichkam. Eines, welches es Sol erlauben würde, ein normales Leben zu führen.

Während des Putzens prägte sich Sol den Raum genau ein. Die Kommode stand etwa mittig zwischen zwei Kastenfenstern, was die Sache etwas heikler, aber nicht unmöglich machte. Der hohe Teppich, der unter dem Doppelbett verlief, würde ihre Schritte dämpfen. Dann vier Schritte nach links bis zur Kommode. Den Weg zurück und die Fassade wieder hinunter. Die Fenster lagen auf der Rückseite des Hauses, was Sol zum Vorteil gereichte.

„Leda? Ich rede mit dir!“, sagte Flavia und riss Sol damit aus ihren Beobachtungen.

„Oh! Entschuldige, ich war in Gedanken verloren“, sagte Sol erappt.

„Hast du irgendwas von dem gehört, was ich gesagt habe?“

Sol wurde rot. „Nein. Nicht wirklich.“

Flavia schüttelte den Kopf und lächelte dabei. „Aus dir werd' ich wohl niemals schlau. Sonst entgeht dir nichts, aber jetzt gerade war es, als wärst du in einem anderen Raum!“, sagte Flavia, während sie die Decken ausschüttelte. „Wenigstens geputzt hast du.“

„Tut mir leid. Es war keine Absicht“, entschuldigte sich Sol erneut.

„Ist ja schon gut. Ich habe nur davon geredet, dass ich eines Tages, wenn Mutter nicht mehr ist, von hier fort möchte. Ich weiß nur noch nicht wohin, weil ich ja von der Welt noch gar

nichts gesehen habe“, erklärte Flavia. Sie richtete die Kissen und warf die Überdecke auf das Bett.

„Ioshana“, antwortete Sol hastig.

„Ioshana? Das ist die Hauptstadt unseres Königreichs. Warum dahin?“, fragte Flavia und blickte Sol interessiert an.

„Naja ... es ist eine schöne Stadt, wirklich. Und ... also ... es ist meine Stadt. Dort bin ich aufgewachsen“, antwortete Sol ein wenig verlegen.

„Oh“, sagte Flavia. „Wenn ich so darüber nachdenke, hast du bisher nicht viel über deine Vergangenheit geredet.“

„Ich weiß“, sagte Sol und hatte ihre Mühe damit, Flavia nicht zu sagen, warum sie so wenig darüber sprach.

„Wie dem auch sei“, beendete Flavia das Thema. „Ich glaube, wir sind hier fertig. Und das bedeutet, dass wir gerade noch rechtzeitig zum Abendessen kommen!“, sagte sie und wischte sich eine Strähne aus der Stirn.

Sol wusste nicht, was sie sagen sollte, also nickte sie bloß und folgte Flavia aus dem Raum. Sie warf einen letzten Blick auf die Schatulle und realisierte, dass sie sie eigentlich gar nicht stehlen wollte. Denn das hieße, dass sie sich bald von Flavia und dem unbeschwerten Leben auf dem Weingut würde verabschieden müssen.

Das Abendessen war wie immer köstlich und üppig. Doch Sol hatte einfach keinen Appetit. Schweigsam saß sie neben Flavia, die sich mit den übrigen Herberinnen über die Höhe der Erträge und die Qualität der Trauben austauschte. Die Reben am Südhang waren dieses Jahr wohl wieder überaus reichhaltig und würden einen guten Wein ergeben.

Aber das interessierte Sol nicht. Alles, worüber sie nachdenken konnte, war der Ablauf des Abends, sobald die anderen Frauen und Mädchen schlafen würden. Sol würde sich vom Gutshof schleichen, um ihr Werkzeug zu holen. Dann zum Gut

zurückkehren und die Schatulle stehlen. Die Schatulle zusammen mit dem Werkzeug im Versteck einlagern, wieder zurück zum Schlafplatz und hoffen, dass niemand bemerkt hatte, dass sie fehlte. Einen oder zwei Tage später würde sie dann ihre Arbeit auf dem Gut beenden und ihr Diebesgut aus dem Versteck holen. Es wäre seit Jahren einer ihrer leichtesten Raubzüge und sie würde die Frist des Gesichtlosen einhalten.

Schließlich aß Sol doch noch ein wenig Obst und Brot mit Quark, denn so ein Einbruch konnte durchaus kräftezehrend sein. Zumal sie bis in das dritte Stockwerk klettern musste.

Nach dem Essen wusch Sol sich die Hände und gab vor, sehr müde zu sein. Sie legte sich hinter dem Haus der Herbsterrinnen unter die ausladende Kastanie auf ihr Schaffell und schloss die Augen. Wenig später legte sich Flavia dazu und bedeckte beide mit einem leichten Tuch. Rücken an Rücken lagen sie dort und während Flavia einschlief, wartete Sol auf die Nacht.

Zwei Nächte vor Unmond war die Sichel des kleineren Mondes am Nachthimmel zwar schon sehr dünn, aber warf immer noch ihr fahles Licht auf die schlafende Welt.

Sol wartete, bis sie sich sicher war, dass alle Herbsterrinnen, die Aufseherinnen und das restliche Personal schliefen. Menschliche Wachen gab es auf dem Gut keine, nur drei Hunde, die des Nachts freigelassen wurden. Aber nur innerhalb der Mauern, also stellten sie kein Problem dar.

Vorsichtig, als pelle sie sich aus einem Seidenkokon, schlüpfte Sol unter dem Tuch hervor. Flavia schien tief und fest zu schlafen, denn sie rührte sich nicht. Da die Nacht etwas kühler war, als die letzten, schlief der Großteil der Herbsterrinnen im Haus, weshalb Sol und Flavia nahezu alleine waren.

Sol kletterte über die Mauer und hastete den Hang hinunter zu ihrem Versteck. Sie fand den Lederbeutel mit

ihrem Werkzeug unbeschädigt vor und wechselte ihren Rock gegen eine Hose, die sie ebenfalls hier verborgen hatte. Sogleich machte sie sich auf den Weg um den Weinberg herum. Es dauerte, aber war die sicherste Variante. Im geduckten Lauf boten ihr die Weinreben ausreichend Sichtschutz, falls doch jemand auf die Idee kam einen nächtlichen Spaziergang zu unternehmen.

Auf dem Rückweg würde sie vielleicht eine Abkürzung nehmen, falls sich Wolken vor die Mondsichel schoben. Trotz des vagen Zwilichts erkannte Sol den Palazzo schon von Weitem und bereits auf ihrem Weg dorthin zählte sie die Fenster im obersten Stockwerk ab. Mit Leichtigkeit schwang sie sich auf die Mauer, die hier kaum einen Schritt breit von der Rückseite des Gebäudes entfernt lag und über die gesamte Länge parallel zu diesem verlief. Auf der Mauer hockend warf sie Blicke nach links und rechts und studierte die Fenster des Palazzo. Sie war allein und im Haus war kein Licht zu sehen.

Mit einem kurzen Sprung katapultierte sich Sol in die Höhe und griff nach dem Kapitell einer Säule im zweiten Stock. Als hätte sie niemals etwas anderes getan, kraxelte sie an der Fassade des Palazzo empor. Genaugenommen hatte sie seit ihrer frühesten Kindheit nichts anderes getan. Als sie den Sims im dritten Stock erreichte, zog sie sich daran hinauf, stellte einen Fuß darauf und drückte sich hoch.

Mit vorsichtigen Seitwärtsschritten und eng an die Mauer gedrückt, arbeitete Sol sich zum Fenster vor. Es waren nur wenige Meter, doch es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, in der Sols Herz vor Aufregung raste. Sie liebte dieses Gefühl. Die Gefahr ertappt zu werden und gleichzeitig das Hochgefühl ein unsichtbarer Artist zu sein, der niemals Publikum hatte. Lange Zeit war es alles gewesen, wofür sie gelebt hatte – bis sie auf Flavia getroffen war.

Sol geriet ins Straucheln, rutschte vom Sims ab, konnte sich gerade noch am Fensterbrett festhalten. Der Gedanke an Flavia hatte sie unaufmerksam gemacht, so etwas konnte sie sich nicht leisten. Nicht jetzt. Also verbannte sie das Mädchen aus ihren Gedanken und konzentrierte sich wieder auf das, was Dinko ihr beigebracht hatte.

Die Hebel, mit denen die Fenster verschlossen wurden, hatte Sol sich während des Putzens genau angeguckt. Es waren andere als die, die in den meisten Häusern in Taneaia Verwendung fanden. Sie ähnelten stattdessen jenen, die in der Provinz Läkuriem im Königreich Dravell benutzt wurden. Vorsichtig fingerte sie einen langen, dünnen Haken aus dem Lederbeutel und steckte ihn durch den Spalt zwischen den Fensterflügeln. Es war lediglich eine Frage von Sekunden und Sol befand sich im Schlafzimmer des Fürsten Marciante.

Sie schob ihren Fuß langsam vor, bis sie die Teppichkante fand, dann machte sie einen kurzen Sprung und stand mit beiden Füßen drauf. Vier Schritte nach links und sie war vor der Kommode. Die Schatulle, kaum größer als ein Buch, nahm Sol vorsichtig hoch und schob sie in den Lederbeutel, den sie quer über den Oberkörper geschlungen hatte. Als das Objekt verstaut war, ging sie zurück zum Fenster und verschloss den Haken mit demselben Werkzeug, mit dem sie ihn geöffnet hatte. Ein guter Dieb hinterlässt keine Spuren, aber ein Meisterdieb lässt es so aussehen, als hätte der Einbruch gar nicht stattgefunden! Danach kletterte sie an der Fassade hinunter und machte sich auf den Rückweg. Ihr Herz pochte vor Aufregung, doch ihr Atem war still und gleichmäßig.

In ihrem Versteck packte sie Lederbeutel samt Schatulle in die Spechthöhle. Zum Schutz schichtete sie noch etwas Erde und Reisig darauf. Dann zog sie wieder den Rock an und ging zurück zum Haus der Herbsterinnen.

Sol kam an der Mauer an, zog sich hinauf und sprang auf der anderen Seite hinunter. Als sie landete, hörte sie ein erschrockenes Aufatmen hinter sich, zog instinktiv das verborgene Hakenmesser aus ihrer Gürtelschnalle und drehte sich auf der Stelle um, das gezogene Messer in der weit vorgestreckten Hand haltend.

„Au!“, kam ein kurzer, gedämpfter Schrei.

„Flavia?“, hauchte Sol besorgt und starrte an ihrer Klinge vorbei in die schreckgeweiteten Augen ihrer Freundin.

### 3. DER MAGIER

Seit Andrej den Magier am Stadttor gesehen hatte, waren sechs Tage vergangen. Er hatte versucht, sich durch die Menschenmenge weiter nach vorne zu drängeln, aber obwohl er für sein Alter recht groß war, hatte er nicht die nötige Kraft. Außerdem wollte er es vermeiden, mit einem der Städter in Konflikt zu geraten. Und ehe er sich versah, wurde der Magier von einer berittenen Eskorte der Stadtwache tiefer in die Stadt gebracht.

Er konnte seitdem kaum noch an etwas anderes denken. Er arbeitete unkonzentriert und brauchte für alles doppelt so lange wie sonst. Manches musste er gar ganz von vorne anfangen.

„Hey! Andrej!“, rief sein Vater Radik ihm zu, nachdem er eine Kundin verabschiedet hatte.

Andrej zuckte zusammen und zeigte: *Hab nachgedacht.*

„Das tust du die letzten Tage ständig und das ist nicht gerade zuträglich für das Geschäft. Wenn du dich also bitte etwas zusammenreißen könntest! Schwirrt dir immer noch dieser Magier durch den Kopf?“, fragte Andrejs Vater und packte den senfgelben Stoffballen, den er verzweifelt versuchte zu verkaufen, ganz oben auf den Haufen.

Andrej nickte als Antwort und zog den Faden ein letztes Mal durch den Saum des blauen Seidenhemds, welches er im Auftrag eines Ortsansässigen fertigte. Dann biss er den Faden ab, legte die Nadel beiseite und verknötete das lose Ende des Fadens unauffällig. Er betrachtete seine Arbeit und war zufrieden damit, auch wenn es mit Sicherheit nicht sein bestes Werk war.

Auf den Märkten saß Andrej meist im Inneren des geöffneten Wagens auf dem Boden und nähte oder wob Borten. So

konnten die Leute sehen wer und wie ihre Kleidung gefertigt wurde. Derweil stand Radik zwischen den Auslagetischen und bot jedem ungefragt seine kostenfreie Beratung an.

Alle Händler des Fahrenden Marktes hatten in Jorbrug bisher guten Gewinn verzeichnen können, weshalb sich Tomas darauf eingelassen hatte, den Markt bis zum Ende des Verigenfestes vor Ort verbleiben zu lassen. Andrej hatte Luftsprünge getan, als er davon erfahren hatte. Er würde den Magier noch einmal sehen können! Und er würde sogar dabei zusehen dürfen, wenn er seine Magie wirkte.

„Andrej!“, rief Radik schon etwas genervter.

*Was ist!?*, fragte der Angesprochene mit den Händen und blickte dabei zu seinem Vater. Dann stand er auf, steckte sein Nadelmännchen in die Hosentasche, sprang aus dem Wagen raus und legte das fertige Hemd auf den Verkaufstresen.

„Du hast schon wieder den Verschnitt auf dem Boden liegen lassen! Ich habe keine Lust, ständig hinter dir her zu räumen“, grollte Radik, ging zum Wagen, griff nach den Stoffresten und hielt sie demonstrativ in die Höhe. „Was sollen die Kunden denken, wenn sie sowas sehen?“

*Dass ich hier arbeite*, bedeutete Andrej. Er sah, dass die Händler und Handwerker der umliegenden Wagen sich größte Mühe gaben, so zu tun, als bekämen sie von dem neuerlichen Streit nichts mit.

„Du weißt, was ich meine“, sagte Radik und packte die Stoffreste, die er meistens noch für Verzierungen oder Ausbesserungen nutzte, in eine eigens dafür vorgesehene breite Schublade unter dem Wagen.

*Ja. Ist ja gut. Ich versuche dran zu denken*, sagten Andrejs Hände. Seine Miene jedoch sagte etwas ganz anderes und das sah auch sein Vater.

„Hör mir mal zu, junger Mann!“, zischte Radik und trat an Andrejs Seite. „Du riskierst meinen guten Ruf, den ich mir

über zwölf Jahre mühsam aufgebaut habe, nicht, nur weil du gerade eine rebellische Phase hast. Verstanden? Dein undankbares Gehabe kannst du dir für die Zeit aufsparen, in welcher der Markt geschlossen hat.“

*Du meinst, wenn du zu müde bist meine Hände zu lesen? Oder wenn du trotz deiner Müdigkeit mit Bogdan und Alberico in Ordmears Schänke noch einen trinken gehst? Oder wenn du mit Jette turtelst und denkst, dass ich es nicht mitbekomme? Wann genau?*, fuchtelte Andrej hektisch und sein Gesicht wurde dabei immer wütender. Am Ende fletschte er die Zähne und war völlig außer Atem.

Sein Vater wollte zu einer Erwiderung ansetzen, als er aber hinter Andrej jemanden sah, erhellte sich sein Gesicht schlagartig.

„Seid Ihr der Schneider Radik?“, fragte eine tiefe, dunkle Männerstimme, in der viel Weisheit und ein Augenzwinkern mitschwangen.

„Allerdings! Wie darf ich euch behilflich sein, mein Herr?“, erwiderte Andrejs Vater und breitete die Arme zu einer einladenden Geste aus.

Andrej schnaubte wütend und wollte davonstürmen.

Als er den Kunden jedoch sah, blieb er stehen und fror in der Bewegung ein.

Der Magier war weniger auffällig gekleidet als vor einer Woche, er trug ein dunkelgrünes Kapuzenhemd und dunkle Stoffhosen, aber das Gesicht erkannte Andrej sofort wieder.

„Ich brauche für die anstehenden Feierlichkeiten noch ein passendes Gewand. Mir schwebt eine weite Robe mit ein paar Besonderheiten vor“, sagte der Magier.

Hastig drehte Andrej sich wieder zu seinem Vater und versuchte, dessen Aufmerksamkeit zu erlangen, indem er winkte.

„Entschuldigen Sie, bitte“, sagte Andrejs Vater zu dem Magier. Und dann an Andrej gewandt: „Was ist denn?“

*Magier!*, sagte er mit den Händen.

„Wie bitte?“, fragte Radik nach.

„Er hat doch gar nichts gesagt?“, sagte der Magier überrascht und drehte sich zu Andrej, dem das Herz in die Hose rutschte. Aus der Nähe war der Blick des Magiers stechend, beinahe als würde er tiefer blicken, als nur in Andrejs Augen.

„Kann er auch gar nicht, er ist wortlos geboren“, erklärte Radik seinem Kunden. „Wir kommunizieren in Gesten miteinander und er hat gerade behauptet, Sie seien ein Magier.“

„Oh, ich verstehe. Ein gutes Auge hat der Junge. Ich trage ganz andere Kleidung, als das erste Mal, dass wir uns begegnet sind.“

Andrejs Augen wurden groß vor Erstaunen. Er hätte niemals gedacht, dass der Magier ihn bemerkt hatte. Aber er erinnerte sich an Andrej!

„Dann hat er recht?“, fragte Radik vorsichtig nach.

„Hat er. Meister Adolar von Jorbrug, Magier des Zirkels von Uthrait“, sagte der Mann mit einem sanften Lächeln und deutete eine Verbeugung an.

Radik verbeugte sich tief. Andrej war wie versteinert.

„Verzeiht, dass ich euch nicht erkannt habe, ich ...“, doch Radik wurde durch eine gehobene Hand von Meister Adolar unterbrochen.

„Würde ich erkannt werden wollen, dann würde ich meine Insignien offen tragen. Ihr habt keinen Fehler begangen“, sagte der Magier und lächelte milde.

„Darf ich fragen, was Euch zu mir geführt hat? Ich bin mir sicher, dass es in der Stadt viele ausgezeichnete Schneider gibt“, sagte Radik und Andrej konnte eine Spur Nervosität in seiner Stimme hören.

„Oh, da bin ich mir ebenfalls sicher, aber als ich sah, dass der Fahrende Markt in der Stadt ist, wusste ich, dass ich eine Robe vom berühmten Schneider Radik haben muss“, sagte

Meister Adolar. „Ihr seid bekannter, als Euch klar ist, guter Mann. Und auch von den ausgezeichneten Arbeiten Eures Assistenten habe ich gehört. Nur wusste ich nicht, dass er ... wortlos trifft es ja nicht ganz, wenn er mit den Händen reden kann. Und seinen Namen kenne ich auch nicht. Wie heißt du, Junge?“

Andrej zögerte, denn er hatte noch nie jemandem seinen Namen sagen müssen. Er wusste nicht mal, wie er das tun sollte! Schweiß stand auf seiner Stirn. Könnte er doch bloß schreiben!

„Andrej, Meister Adolar. Sein Name ist Andrej“, sagte Radik schnell, als er bemerkte, dass sein Sohn die Frage nicht beantworten würde.

„Guten Tag, Andrej. Ich bin Meister Adolar“, sagte der Magier und reichte Andrej seine Hand.

Als Andrej sie ergriff, durchfuhr ihn ein Blitz und seine Haut begann zu kribbeln. Sein Herz pochte heftig und erst, als Adolar seinen Griff löste, verschwand das prickelnde Gefühl wieder.

„Entschuldige“, sagte der Magier, „das war keine Absicht.“

*Was ist passiert?*, fragte Andrej.

„Er möchte wissen, was passiert ist“, übersetzte sein Vater.

Für einen Moment verweilte Adolars Blick nachdenklich auf Andrej. Dann sagte er: „Da bin ich mir noch nicht sicher.“

Weder der Magier, noch Andrejs Vater, kamen nochmal auf das Thema zu sprechen. Und Andrej war schlicht zu schüchtern erneut nachzufragen.

Im Folgenden ging es nur noch um die Robe für das Finale des Verigenfestes. Der Magier suchte sich Stoffe in Weiß-, Blau- und Grüntönen aus und ließ Radik Skizzen zurück, die er mit Tusche auf Pergament gezeichnet hatte. Von Andrej wünschte sich der Magier eine von Goldfäden durchwirkte schwarze

Borte, die in einem komplexen Muster gefertigt werden sollte, welches er ihm kurzerhand mit Kohle auf ein weißes Stück Stoff malte. Dann verabschiedete er sich und kündigte an, dass er die fertige Robe in drei Tagen abholen würde. Am letzten Tag des Verigenfestes, wenn er sie zum große Finale der Feierlichkeiten anzöge.

Selbst nachdem Meister Adolar wieder gegangen war, konnte Andrej an nichts anderes denken als das Gefühl, welches sich während des Handschlags in seinem Körper ausgebreitet hatte. Erst allmählich realisierte er, dass einer der größten Magier der acht Königreiche – denn nichts anderes musste man sein, um dem Zirkel von Uthrait beitreten zu dürfen – eines von Andrejs Werken tragen würde.

„Das ist doch mal was, oder?“, stellte Radik freudig fest, als sich Meister Adolar nicht mehr in Hörweite befand. „Ein echter Magier kommt zu uns und lässt sich eine zeremonielle Robe schneiden! Bald kleiden wir Fürsten und Könige ein, Andrej!“

Aber seines Vaters Überschwänglichkeit wollte nicht so recht auf Andrej übergreifen. Zu sehr war er von den jüngsten Geschehnissen beeindruckt und überwältigt. Er war nicht direkt verstimmt, aber etwas in ihm war erwacht. Ein Gedanke oder vielmehr eine Erkenntnis, die sich sehr langsam an die Oberfläche schlich und noch nicht so recht preisgeben wollte, was sie für Andrej bedeutete.

„Am besten machen wir uns gleich an die Arbeit. Die Robe hat es in sich und deine Borte webt sich nicht von selbst“, sagte Andrejs Vater und breitete die ausgewählten Stoffe auf seinem Schneidetisch aus.

Andrej machte sich mit mechanischen Bewegungen daran seinen Webstuhl zusammenzubauen. Sobald er damit fertig war, suchte er eine dicke Kordel mit geeignetem schwarzen Faden. Dann holte er den Goldfaden, der in einer verschlos-

senen Schublade aufbewahrt wurde, und setzte sich im Schneidersitz vor den Webstuhl ins Innere des Wagens.

Meister Adolar hatte ihn darum gebeten sich während der Arbeit besonders stark zu konzentrieren, damit die Borte auch ja gelänge. Das ließ sich Andrej nicht zweimal sagen. Anfangs drifteten seine Gedanken noch hin und wieder ab, aber sobald er es bemerkte, rief Andrej sich zur Räson und fixierte seinen Geist auf seine Arbeit an der Borte. Nicht lange und er versank in einer Trance, in der es nur noch ihn, den Faden und das gleichmäßige Klacken des Webrahmens gab.

Als er das erste Mal von seinem Webstuhl aufsah, war bereits der späte Nachmittag herangekrochen und die Dämmerung warf Schatten auf den Markt. Radik kam mit zwei Fleischspießen in den Händen auf ihn zu. Andrej hatte nicht einmal bemerkt, dass er fortgegangen war. Der Duft des stark gewürzten Fleisches ließ Andrejs Magen knurren und er nahm den Spieß, den sein Vater ihm hinhielt, gerne entgegen. Dann kroch er etwas nach vorne und setzte sich an den Rand des Wagens.

„Hier! Mit Grüßen und Glückwünschen von Bogdan“, sagte Radik und biss in seinen Spieß.

*Danke*, gestikuliert Andrej und vergrub seine Zähne im zarten Fleisch. Bogdan ließ es immer etliche Stunden über kleiner Flamme garen, bis es beinahe von selbst auseinanderfiel.

„Da hast du aber einiges geschafft! Das dürfte ja fast schon alles an Borte sein, was wir brauchen! Und ich habe kaum den Zuschnitt fertig ... ich glaube, mein Sohn, dass du es dir verdient hast den Rest des Tages freizunehmen.“

*Sicher?*, fragte Andrejs freie Hand.

Radik atmete einmal tief durch. „In deinem Alter braucht man auch mal Zeit für sich. Vielleicht gehst du mit Sören, Lasse und Hilda zur Eröffnung des Verigenfestes? Wenn du dich beeilst, kannst du sie wahrscheinlich noch einholen. Ich

habe sie gerade erst aufbrechen sehen. Ich räume die Waren dann nachher alleine ein.“

Andrej schluckte den letzten Bissen seiner Mahlzeit herunter und warf den Holzspieß unter den Wagen. Dann hopste er vom Rand hinunter und nach kurzem Zögern umarmte er seinen Vater. Der erwiderte die Umarmung, dann drückte er Andrej sanft von sich.

„Jetzt mach schon. Die anderen warten nicht auf dich“, sagte Radik mit einem Augenzwinkern und zeigte in Richtung der breiten Straße, die zur Festwiese führte.

*Danke. Wirklich!*, sagten seine Hände und er verfiel in einen Laufschrift. Die Gedanken an den Magier waren wie fortgeblasen. Andrej freute sich auf einen Abend mit seinen Freunden, dem großen Feuer und guter Musik.

Am nächsten Tag war Andrej erstaunlich früh wach und motiviert. Der Morgen graute und klamme Luft kündigte einen regnerischen Tag an.

Andrej war erst spät vom Fest wieder heimgekommen. Er hatte Sören, Lasse und Hilda noch einholen können und zu viert waren sie zur Festwiese gegangen. Dort hatte es ein großes Feuer gegeben, dessen Flammen mehrere Meter hoch in den Nachthimmel ragten und ständig genährt wurden. Sie suchten sich ein freies Fleckchen und betrachteten die Menschenmenge, die zu gleichen Teilen aus Stadtbewohnern und angereisten Gästen bestand. Irgendwann hatten sich Lasse und Sören einen Weinkrug gekauft, den sie sich teilen wollten. Sie hatten auch Andrej etwas davon angeboten, aber der hatte abgelehnt. Er wusste, dass sein Vater böse werden würde, wenn er betrunken nach Hause käme. Was Andrej ein wenig kränkte, denn sein Vater trank selbst oft genug mit den anderen Händlern vom Markt und kam dann spät nachts nach Hause getorkelt. Andrej war doch schließlich auch schon erwachsen, oder?

Also hatte er doch einen Schluck getrunken – und ihn gleich wieder ausgespuckt. Der Wein war fürchterlich süß und gleichzeitig schmeckte er scharf und schwefelig. Lasse und Sören hatten ihn zwar dafür ausgelacht, aber das machte Andrej nichts aus. Lieber einmal über sich lachen lassen, als solch ein ekelhaftes Zeug zu trinken.

Der Abend wurde insgesamt recht lustig und Andrej hörte den älteren Jungen zu, wie sie abwechselnd derbe Zoten zum Besten gaben. Doch später in der Nacht fing es an zu regnen und sie machten sich auf den Heimweg. Dabei mussten Andrej und Hilda die betrunkenen Töpferlehrlinge stützen, was ziemlich anstrengend gewesen war, denn die beiden blonden Jungen waren recht groß und kräftig, aber konnten kaum mehr einen Schritt geradeaus gehen. Letztendlich kamen sie bis auf die Knochen durchnässt zum Fahrenden Markt, brachten die Lehrlinge zu ihrem Meister Jannis, der die Jungen in den Wagen bugsierte und dabei eine geflüsterte Tirade an bunten Schimpfworten abließ. Nachdem sich Andrej von Hilda verabschiedet hatte, ging er zu seines Vaters Wagen zurück. Nur um seinen Vater schnarchend und nach Wein riechend vorzufinden. Also hatte sich Andrej in seine Hängematte verkrochen und war dann erschöpft und glücklich eingeschlafen.

Nun versuchte Andrej seit geraumer Zeit seinen Vater dazu zu bringen aufzustehen. Vergeblich. Wieder und wieder tippte er ihm auf die Schulter, rüttelte an ihm und versuchte, ihn so zu wecken. Nach einer gefühlten Ewigkeit hatte er endlich Erfolg.

„Was ist denn?“, nuschelte Radik verschlafen und sich die Augen reibend.

*Du musst aufstehen. Waren aufbauen*, bedeutete Andrej.

„Ach ... das schaffst du doch schon ganz gut alleine. Lass mich noch etwas schlafen, ja?“, sagte Radik und wollte sich wieder hinlegen.

Aber Andrej packte ihn an der Schulter und hielt seinen Vater davon ab wieder einzuschlafen. *Was ist denn los? Wieder einen zu viel getrunken?*, fragte Andrej langsam mit seinen Händen.

„Ach, was weißt du denn schon? Ich wird‘ halt auch nicht jünger“, sagte Radik und setzte sich auf. Mit den Handballen massierte er seine Schläfen.

*Warum trinken Menschen Wein? Er schmeckt fürchterlich!*, bedeutete Andrej, während er nach dem Wasserkrug suchte, um ihn seinem Vater zu reichen. Wenn er stark getrunken hatte, brauchte er am Morgen danach reichlich Wasser.

„Weil er gut schmeckt und heiter macht. Zumindest wenn es ein guter ... Moment mal! Hast du gerade gesagt, dass du Wein getrunken hast?“, fragte Radik und wirkte wacher.

*Ja. Einen Schluck. Furchtbar*, sagten Andrejs Hände.

Einen Moment lang betrachtete ihn sein Vater eindringlich. Dann zuckte er mit den Schultern und ließ seinen Kopf erschöpft hängen. „Ich war auch nicht viel älter als du, als ich meinen ersten Schluck richtiges Bier genommen habe“, sagte Radik. „Wärst du so nett und holst mir bei Marta etwas gegen meine Kopfschmerzen?“

Andrej hatte zwar keine große Lust auf eine Begegnung mit der komischen Alten, aber wenn er damit seinem Vater helfen konnte, würde es wohl nicht schaden. Er wechselte sein Hemd, welches noch immer klamm vom Regen war und zog seine Stiefel an, die er zum Trocknen aufgehangen hatte.

Kurz musste Andrej sich orientieren und überlegen, wo Martas Wagen stand. Er war der Meinung ihn an der Ecke gesehen zu haben, von der aus eine Straße direkt zu den Thermen führte, die er bei seinem letzten Verweilen in Jorbrug besucht hatte.

Auf dem Weg dorthin warfen ihm die anderen Märktler komische und teils belustigte Blicke zu. Vermutlich hatte sein

Vater gestern wieder etwas Dummes getan oder angetrunken mit dem Auftrag für den Magier geprahlt. Solche Dinge machten auf dem Fahrennden Markt schnell ihre Runde. Geheimnisse gab es hier kaum welche.

Als er um die Ecke bog, wo Ordmeiar seinen Schankwagen aufgebaut hatte, musste er über Tonscherben steigen, was meistens ein Zeichen dafür war, dass es vor Ordmeiars Wagen eine Schlägerei gegeben hatte. Was nicht gerade selten vorkam. Noch ein guter Grund, keinen Alkohol zu trinken.

Direkt daneben, mit der Verkaufsfläche nach außen, stand Martas Kräuterladen auf Rädern. Natürlich war sie schon wach. Mancher erzählte hinter vorgehaltener Hand, dass sie wegen ihrer Hexenkünste niemals schlafen müsse.

„Guten Morgen, Andrej Radikowitsch!“, begrüßte Marta ihn fröhlich und entblößte ein gelbliches Gebiss, als sie grinste. Sie hatte schrecklichen Mundgeruch und an der linken Hand sechs Finger. Außerdem redete sie mit einem komischen Akzent, den Andrejs Vater immer als „Inselzunge“ bezeichnete. Sie betonte die falschen Silben, sprach jedes „S“ wie ein „Sch“ aus und machte an den unnötigsten Stellen Vokale zu Umlauten. „Häb schon gehört, dasch dein Vater geschtern einen über'n Durscht getrunken hät. Kräuter gegen Köpfschmerzen?“, fragte sie, wobei ihr ein wenig Spucke aus dem Mundwinkel flog.

Andrej nickte und zuckte mit den Schultern.

„Bischt ein guter Jünge, deinem Vater zu helfen, wenn esch ihm schlecht geht“, sagte Marta, während sie von diversen Behältern die Deckel entfernte und kleine Mengen getrockneter Kräuter in einen Leinenbeutel packte. „Hier, bitteschön“, sagte sie, als sie fertig war und hielt Andrej den Beutel hin.

Als Andrej danach griff und er aus Versehen Martas Hand berührte, zuckte er zurück, denn ein kleiner Blitz sprang von ihrer Hand auf seine über. Ein Gefühl, ähnlich dem, wie es der

Magier in ihm ausgelöst hatte, nur wesentlich schwächer, durchfuhr seine Hand.

Auch Marta schien überrascht. Doch während Andrej sie mit großen Augen anblickte, kniff sie die Augen zu Schlitzten zusammen und betrachtete ihn misstrauisch.

„Wöher hascht du dasch? Hm?“, fragte sie und rieb sich dabei die Hand.

Andrej zog die Schultern hoch und hob die Hände zu einer ratlosen Geste.

„Lasch dasch bescher niemand wissen, sonscht kommscht dü an den Galgen“, sagte Marta und unterstützte ihre Aussage durch eine eindeutige Handbewegung. „Und nu mach dasch du wegkommscht!“

Vorsichtig nahm Andrej den Beutel, den Marta ihm immer noch hinhielt, nickte einmal dankend und machte sich aus dem Staub. Die Mitglieder des Fahrenden Marktes mussten untereinander keine Waren bezahlen.

In Gedanken versunken ging Andrej zurück zu seinem Vater. Er grübelte, was diese Empfindungen zu bedeuten hatten. Zuerst der Magier und nun Marta, die eine Hexe war. Was ging hier vor sich?

Andrej war so sehr in seine Überlegungen vertieft, dass er den Mann, der vor dem Wagen seines Vaters stand, beinahe umgerannt hätte.

Der unbekannt Mann war kleiner als Andrej, hatte einen enormen Bauchumfang, eine spiegelglatte Glatze und seine Hände und sein Hals waren mit Goldschmuck überladen. Ein pomadisierter Bart rahmte sein Gesicht ein, welches so dick war, dass es grotesk wirkte. Die kleinen Schweinsaugen, die tief in ihren Höhlen saßen, funkelten vor Habgier und Selbstverliebtheit. Noch dazu war die Tunika des Mannes purpurfarben, was ihn wie eine gigantische Blaubeere aussehen ließ.

„Ah, Andrej, da bist du ja endlich. Machst du mir bitte einen Tee? Warmes Wasser habe ich schon geholt“, sagte Radik und dann, an den Unbekannten gewandt: „Dieser safrangelbe Stoff ist von exzellenter Qualität und stammt aus den Webereien der Stadt Lebnis im Königreich Agroun. Er hat eine lange Reise hinter sich und wartet auf einen würdigen Träger.“

Andrej legte das Beutelchen mit den Kräutern in den Wagen und holte aus einer der Schubladen einen Krug hervor. Er wischte ihn mit seinem Hemdsaum aus und goss das heiße Nass aus der Karaffe hinein. Zuletzt kippte er die Kräuter in den Becher und sah dabei zu, wie sie das Wasser bräunlich-grün färbten. Der aufsteigende Geruch war grausam. Er fasste das Gefäß und hielt ihn weit von sich gestreckt, während er ihn seinem Vater brachte.

„Dieser Stoff hat geradezu darauf gewartet, dass Sie ihn kaufen, Ratsherr Belgis“, schmeichelte Andrejs Vater. „Und ich bin mir sicher, dass Sie darin hervorragend aussehen werden. Mit Verzierungen und Kragen in einem dunklen Orange werden Sie die anderen Ratsherren mehr als ausstechen! In den Schatten stellen werden Sie sie!“

Andrej wusste, dass sein Vater log, dass sich die Balken bogen. Der Ratsherr würde aussehen wie eine reife Orange, die kurz davor stand zu platzen. Aber immerhin wäre endlich dieser unsägliche Ballen Stoffes fort.

„Hmm ... es ist in der Tat eine recht ... ausgefallene Farbe, fürwahr. Aber meinen Sie nicht, guter Mann, dass er mich ein wenig ... wie die Sonne aussehen lassen würde?“, fragte der dicke Ratsherr Belgis. Seine Stimme wollte nicht so recht zu seiner Erscheinung passen. Sie war tief und ruhig. Andrej hatte erwartet, dass er quietschen würde wie ein Schwein.

„Aber werter Ratsherr! Was, wenn nicht die Sonne, könnte Eure Erhabenheit und Euren ausgezeichneten Geschmack besser zur Schau stellen“, sagte Radik.

Andrej konnte dem Geschleime kaum zuhören. Er wusste zwar, dass es für den Berufsstand eines Händlers wichtig war, die Wahrheit auch mal ein wenig zu verbiegen, aber Andrej hielt nichts von Lügen. Was auch daran lag, dass ihn nur wenige verstanden und die wollte er nicht mit Unwahrheiten kränken. Aber vor allem war das so, weil Andrej Ehrlichkeit bei anderen schätzte. Und ein Leben sollte immer nach den Qualitäten gelebt werden, die man an anderen schätzte. Zumindest sagte Tomas das immer wieder und Andrej hatte es sich vor langer Zeit zum Lebensmotto genommen.

„Ich weiß ja nicht recht. Ich hatte mir ursprünglich etwas in gesetztem Grün vorgestellt. Oder einem schönen Meeresblau vielleicht“, erwiderte Ratsherr Belgis.

Andrej hatte keine Lust mehr, dem Gespräch zuzuhören, zumal es eine Ewigkeit dauern konnte, unwillige Kunden von einem schlechten Geschäft zu überzeugen. So ging er zurück zum Wagen und holte die am Vortag gefertigte Borte aus einer Schublade hervor. Er nahm die Zuschnitte, die sein Vater gemacht hatte, und setzte sich auf seinen Platz.

Eingehend studierte Andrej die Entwürfe, die Meister Adolar gezeichnet hatte. Die Robe war kein einfaches Kleidungsstück, sondern sollte sich während der Erzählung des Magiers verändern. Alles wurde in zwei oder drei Lagen genäht, sodass Ärmel und Hauptteil entfernt werden konnten. Am Ende würde ein gänzlich anderes Gewand den Körper des Magiers umhüllen, als zu Beginn.

Andrej arbeitete mit größter Konzentration und allmählich blendete er sein Umfeld aus. Zuerst verschwand das Geplapper und Gemurmeln der Marktbesucher, dann das Klappern, Klopfen und Bruteln der Stände. Danach verschwand das Verkaufsgespräch seines Vaters und schließlich blieben nur Andrej, der Stoff und die Nadel in seinen Händen. Er konnte

sogar das feine Kratzen vernehmen, welches der Faden verursachte, wenn er durch den Stoff gezogen wurde.

Andrej nähte, bis er bemerkte, dass er Hunger und Durst bekam. Da erst fiel ihm auf, dass er nichts zum Frühstück gegessen hatte. Er legte die Robe, die mittlerweile halb fertig war, beiseite und stand auf, wobei seine Knie knackten.

Andrejs Vater kassierte bei zwei jungen Damen ab, die sich neue Hauben gekauft hatten. Als Radik bemerkte, dass Andrej nicht mehr arbeitete, griff er unter einen der Verkaufstische und holte einen hölzernen Teller hervor, auf dem ein halbes Fladenbrot, etwas Hartkäse und vier saftige Fleischstreifen lagen. Er stellte ihn neben Andrejs Füße.

„Dachte mir schon, dass du irgendwann merken würdest, dass du dein Frühstück hast ausfallen lassen“, sagte Radik und lächelte dabei. „Du hast gearbeitet wie ein Besessener. Mir wurde schon ganz bang um deine Finger. Aber du hast dich nicht ein einziges Mal gestochen, oder?“

*Nein*, gestikulierte Andrej. *Bist du den Ballen losgeworden?*

„Glücklicherweise, ja! Er lässt seine Robe woanders schneiden, was mir ganz recht ist. Es grenzt ans Unmögliche daraus etwas halbwegs Tragbares zu fertigen“, sagte Radik.

Andrej setzte sich an den Rand des Wagens und begann sein verspätetes Frühstück.

*Mit etwas Glück bekomme ich die Robe heute Abend fertig*, sagte er mit einer Hand, denn in der anderen hielt er das Brot.

„Wo würde ich bloß ohne dich bleiben, Junge. Du arbeitest für drei und machst weniger Fehler als ich! Wenn ich mich nicht hüte, bist du bald der Meister und ich dein Lehrling“, sagte Radik und lachte kurz auf. „Ich habe übrigens gerade gehört, dass Sören und Lasse von Jannis ordentlich eins hinter die Löffel bekommen haben. Sie haben ihm tatsächlich in zwei Vasen gekotzt, die für den Verkauf gedacht waren, die Lümmel. Jetzt kriegen sie die nächsten zwei Monate kein Gehalt.“

Einen Moment lang saßen Andrej und sein Vater einfach nur zusammen. Andrej aß sein Frühstück auf und Radik hatte ein Auge auf potentielle Laufkundschaft.

Dann tippte Andrej seinem Vater auf die Schulter und fragte: *Warum bekomme ich keins?*

„Kein was?“, erkundigte sich Radik.

*Kein Gehalt. Du hast gesagt, ich arbeite für drei. Aber ich habe für meine Arbeit noch keinen halben Löwen erhalten.*

Radik öffnete seinen Mund und wollte etwas sagen, doch dann schloss er ihn wieder und dachte offenbar nach. „Ich nehme an, bisher dachte ich einfach, dass man das in einem Familienbetrieb so macht. Ich verwalte das Geld und wenn du etwas benötigst, dann sagst du mir das einfach. Aber ... Weißt du was? Da du ohnehin die meiste Arbeit dafür geleistet hast, soll die Bezahlung für die Robe für Meister Adolar ganz dir gehören!“

Da klappte Andrejs Mund auf. *Wie viel ist das?*, fragte er mit seinen Händen.

„Vier Goldlöwen. Und sie sind alle für dich. Versprochen“, sagte Radik und hielt Andrej seine Hand hin.

Andrej schlug ein und grinste bis über beide Ohren. Vier Goldlöwen! Das war ein kleines Vermögen! Eilig stopfte er sich die Reste seines Mahls in den Mund und stieg in den Wagen. Er setzte sich auf seinen Platz, wischte sich die Hände ab und fing wieder an zu nähen. Und so verbrachte er den Rest des Tages damit, die Robe für den Magier anzufertigen.

Andrej arbeitete bis spät in die Nacht.

Nachdem alle Säume genäht waren, brachte er die Borte an und stickte verschnörkelte Verzierungen in verschiedenen Farben auf die Stofflagen. Kaum einen Augenblick früher, als dass die Flamme der Lampe, die sein Vater entzündet haben

musste, erlosch und Andrej in völliger Dunkelheit saß, legte er die fertige Robe beiseite.

Obwohl er seit dem verspäteten Frühstück nichts mehr gegessen oder getrunken hatte, fühlte Andrej sich gut. Er war von einer erschöpften Glückseligkeit erfüllt, die aus dem Gefühl erwuchs, etwas Großartiges geschaffen zu haben. Noch nie hatte er dermaßen viel Mühe und Konzentration in ein Kleidungsstück gesteckt wie in dieses.

So sorgfältig, wie es in der Dunkelheit möglich war, legte er die Robe auf den Arbeitstisch seines Vaters, räumte sein Werkzeug auf und kletterte in seine Hängematte. Er schloss seine Augen und fiel sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen wurde Andrej von einem Aufschrei seines Vaters geweckt.

„Bei den Göttern! Andrej! Was hast du getan?“, rief Radik.

Andrej richtete sich in seiner Hängematte auf und merkte, dass er Kopfschmerzen hatte. Sein Vater hielt die Robe in seinen Händen und ging die einzelnen Schichten durch.

Andrej klopfte gegen die Holzwand des Wagens, um die Aufmerksamkeit seines Vaters zu bekommen.

„Wie hast du das gemacht?“, fragte Radik und hielt die Robe dabei in die Höhe.

*Was meinst du? Ich habe sie genäht, wie der Magier es wollte,* sagten Andrejs Hände, die ebenfalls schmerzten.

„Andrej, Junge! Das hier ... das ist kein Kleidungsstück, sondern ein Kunstwerk! Du hast dich selbst übertroffen!“, sagte Andrejs Vater in feierlichem Tonfall. „Dafür hätten wir mindestens das Doppelte, ach was sag ich, das Dreifache verlangen können!“

*Schön, dass es dir gefällt. Ich habe Hunger. Sehr großen Hunger,* bedeutete Andrej seinem Vater und schwang sich aus der Hängematte. Seine Landung war ein wenig wacklig und sein Vater musste ihn stützen.

„Langsam, Junge“, sagte Radik sanft. „Du hast dich gestern ziemlich verausgabt. Lass mich nur den Wagen aufmachen, damit ein wenig frische Luft hereinkommt, dann hole ich dir etwas Deftiges zu essen. In Ordnung?“

Andrej nickte zustimmend.

Augenblicke später flutete kühle Morgenluft in den Wagen, die nur ganz wenig von den Gerüchen der Stadt durchsetzt war. Andrej setzte sich an den Rand des Wagens und lehnte sich gegen das Regal neben ihm.

Obwohl er sein Leben lang nichts anderes gemacht hatte, als zu nähen, waren die Schmerzen, die Andrej an diesem Morgen verspürte, anders als sonst. Er hatte schon öfters Knie- oder Rückenschmerzen gehabt, aber diese waren anders. Er schob es darauf, dass er gestern zu wenig getrunken und gegessen hatte.

Mit einem Korb voller Leckereien kam Andrejs Vater einige Momente später wieder zurück.

„Heute gibt es einen bunten Teller zum Frühstück. Ich habe gepökelten Fisch und Dörrobst von Jette, zwei Pasteten, die von gestern übrig sind, mit Grüßen von Samira“, zählte Radik die Sachen auf, während er sie neben Andrej auf dem Boden abstellte. „Dazu gibt es einen halben Hasen, der in Bogdans Ofen die Nacht über vor sich hingeschmort hat, und von Ordmea habe ich einen Krug verdünnten Würzwein geholt. Der macht nicht betrunken, aber ist gut gegen Kopfschmerzen. Und mal was anderes als ständig nur Dünnbier.“

*Ich bin mir nicht sicher, ob ich das alles essen kann*, gestikulierte Andrej, ob des reichhaltigen Angebots.

„Ach, das passt schon. Was übrigbleibt, kannst du dann ja später noch essen. Aber nun lang kräftig zu!“, sagte Andrejs Vater und fing an, die Tische aufzubauen.

Während Andrej seine Mahlzeit verspeiste und den süßen Würzwein trank, der so gar nichts mit dem Gebräu gemein

hatte, welches er auf dem Verigenfest gekostet hatte, sah er Tomas von Wagen zu Wagen gehen. Als Andrej sich den Magen vollgeschlagen hatte, kam Tomas heran.

„Guten Morgen, Radik! Andrej. Ich fürchte, ich komme diesen Morgen mit gleichermaßen guten wie schlechten Neuigkeiten“, sagte Tomas, während er Andrejs Vater mit einem Schulterschlag begrüßte.

„Was gibt es?“, fragte Radik und stellte seine Aufbauarbeiten ein.

„Ich habe vom Vorsteher der Zitadelle gesagt bekommen, dass wir die Stadt morgen bei Tagesanbruch verlassen haben müssen“, sagte Tomas. „Im Gegenzug erlässt man uns die halbe Marktsteuer.“

„Und was sind die schlechten Nachrichten?“, fragte Radik.

„Nun ... wie es scheint, rüsten sich Taneaia und Kaideron zum Krieg gegeneinander. Was bedeutet, dass sich unsere Route für die kommenden Wochen verschiebt und wir nicht wie geplant nach Ballibar ziehen, sondern auf Thurholz ausweichen müssen“, sagte Tomas besorgt. „Außerdem werden die neuen Waren wohl auch nicht ankommen. Man behauptet, kaideronische Räuber überfielen taneische Karawanen.“

*Krieg? Warum?*, fragte Andrej mit seinen Händen.

Tomas zuckte mit den Achseln. „Das kann ich mir bei bestem Willen nicht erklären. Eigentlich sind die Königreiche durch eine langjährige Freundschaft miteinander verbunden. Aber ... es kursieren Gerüchte, der König von Taneaia sei davon überzeugt, dass die Räuber auf Geheiß der Königin Kaiderons handeln.“

*Das ist Wahnsinn! Welches Interesse sollte die Königin daran haben einen Krieg zu provozieren?*, fragte Andrej.

Er war schon oft in Taneaia und Kaideron gewesen und kannte die Karawanen, die von der Küste Kaiderons durch das Königreich zogen, um ihre Waren in das benachbarte König-

reich Tanea zu bringen. Denn dieses besaß keinen eigenen Zugang zum Meer. Andrej wusste, dass es für Kaideron wenig Sinn ergab, die Karawanen zu überfallen. Denn das Königreich profitierte von den Steuern, die es auf die taneischen Waren erhob, welche täglich in den vielen Häfen des nördlichen Reiches entladen wurden. Außerdem würde Kaideron im Falle eines bewaffneten Konflikts hoffnungslos unterlegen sein. Tanea war ein großes Königreich.

„Was wissen wir einfachen Leute schon von den Beweggründen des Adels?“, sagte Andrejs Vater desinteressiert. „Am Ende hat König Marius bei einem Bankett etwas Falsches gesagt oder einen Witz auf Kosten Königin Irunas gemacht. So etwas reicht denen doch schon, um sich gegenseitig an die Gurgel zu gehen.“

„Mhh ... da wird etwas Wahres dran sein, lieber Radik, aber viel Sinn macht es trotzdem nicht. Es ist nicht mein Platz über Könige und Königinnen zu urteilen, aber Karawanen zu überfallen ist eines wahren Herrschers nicht würdig“, erklärte Tomas.

„Ach“, sagte Radik mit einer wegwerfenden Handbewegung, „was geht es uns denn an? Fahren wir eben nach Thurholz, na und? Sollen sie sich halt gegenseitig die Köpfe einschlagen.“

*Vater! Es hat Jahrzehnte keinen Krieg mehr gegeben! Das kann dir doch nicht egal sein!*, gestikulierte Andrej hektisch. Dieses ganze Thema macht ihn unsicher, denn er verstand nicht, warum überhaupt jemand Krieg führen sollte. Und er machte sich Sorgen darum, welche Auswirkungen es auf seine Welt und sein Leben haben würde.

„Natürlich ist es mir nicht egal“, sagte Radik entschuldigend. „Aber was kann ich schon ausrichten? Ich kann einen Krieg nicht verhindern. Du etwa?“

*Nein*, bedeutete Andrej, *es macht mir Angst*.

„Ist schon gut, junger Andrej“, sagte Tomas. „Wir werden den Norden Taneias und ganz Kaideron eine Weile umfahren müssen, bis sich die Sache wieder gelegt hat.“ Doch die Zuversicht in seiner Stimme spiegelte sich nicht in seinen Augen wieder, die betrübt dreinblickten. Natürlich. Er hatte den letzten Krieg ja noch am eigenen Leib erlebt.

Andrej wollte es gerade adressieren, als er im Augenwinkel den Magier sah, der höflich in einiger Entfernung stand und offenbar darauf wartete, dass die Unterredung zwischen Radik, Tomas und Andrej ein Ende fand. Aufgeregt zog Andrej seinen Vater am Ärmel und deutete mit dem Kopf in die Richtung des Magiers.

„Oh, Meister Adolar!“, sagte Radik, als er den Neuankömmling entdeckte. „Einen wunderschönen Tag wünsche ich Euch! Ihr werdet gar nicht glauben können, welch Meisterwerk mein Sohn für Euch angefertigt hat!“ Eilig schritt er zum Magier hinüber und geleitete ihn zum Wagen.

„Der Magier?“, fragte Tomas leise und mit hochgezogener Augenbraue.

Andrej nickte bestätigend und mit einer entschuldigenden Geste ließ er den Marktältesten stehen. Vorsichtig näherte er sich seinem Vater und Meister Adolar, der Andrejs Werk in Augenschein nahm.

„Wahrhaftig ... eine ausgezeichnete Arbeit. Und die hast du ganz allein gemacht?“, fragte Adolar und Andrej blieb überrascht stehen, denn er war noch einige Schritte entfernt und stand im Rücken des Magiers. Wie hatte er Andrej bloß sehen können?

Hastig nahm Andrej die letzten Schritte und stellte sich neben die beiden Männer.

*Vater hat die Zuschnitte gemacht, ich habe die Borte wie von Euch gewünscht gewoben und die Robe genäht*, sagten Andrejs Hände.

Radik wollte gerade zum Dolmetschen ansetzen, da hob Meister Adolar eine Hand. „Ich glaube, ich habe ihn verstanden“, sagte er und lächelte. Behutsam strich er über die Borte und schloss dabei seine Augen. „Außergewöhnlich“, flüsterte er und sagte, als er seine Augen wieder öffnete: „Andrej, ich möchte dich heute Abend einladen, in der vordersten Reihe zu sitzen, wenn ich meine Vorführung abhalte. Einverstanden? Natürlich nur, wenn dein Vater nichts dagegen hat.“

Hoffnungsvoll warf Andrej seinem Vater einen Blick zu. Radik jedoch legte den Kopf schief und kniff die Augen ein kleines Stück zusammen.

*Bitte, Vater!*, bedeutete Andrej mit flehender Miene.

Radik atmete einmal tief durch, dann lichtete sich sein Gesichtsausdruck. „Na gut. Aber du kommst danach direkt wieder hierher, keine Sperenzchen! Ich packe den Wagen nicht schon wieder alleine!“

*Versprochen*, bedeutete Andrej freudig.

„Dann soll es so sein. Ich werde persönlich dafür sorgen, dass Euer Sohn nach der Vorstellung zügig wieder zurückkommt. Ihr habt mein Wort“, sagte Meister Adolar. „Bevor ich es noch vergesse – hier, Eure Bezahlung.“ Er reichte Radik einen kleinen Lederbeutel.

„Habt vielen Dank. Aber der Lohn gebührt meinem Sohn“, sagte Radik stolz.

„Wenn dem so ist ... bitteschön, Andrej. Und vielen Dank für deinen Einsatz. Du hast mit deiner Arbeit meine Vorstellungen bei Weitem übertroffen“, sagte Adolar und legte sich die Robe über den Unterarm. „In mehr als einer Weise.“

Andrej nahm den Beutel an sich und war erstaunt über das Gewicht. *Danke*, zeigten seine Hände.

„Ich werde dich und deinen Vater dann mal wieder in Ruhe lassen. Auf Wiedersehen und gehabt Euch wohl, Meister

Radik!“, verabschiedete sich Adolar. „Und bis heute Abend dann, Andrej.“

Der Magier verneigte sich leicht und wandt sich zum Gehen. Andrej sah ihm nach, bis er im Getümmel der morgendlichen Marktbesucher unterging.

„Du wirst es weit bringen“, sagte Radik, der das Befüllen der Verkaufstische mit Waren wieder aufgenommen hatte.

Doch Andrej hörte ihm kaum zu. Er würde in der ersten Reihe sitzen dürfen, zu den Füßen des Magiers, während Bilder aus magischem Licht über seinen Kopf tanzten. Und die ganze Stadt, alle Besucher des Verigenfestes, würden die von Andrej genähte Robe bewundern. Seit langer Zeit hatte er sich auf nichts mehr so sehr gefreut wie auf den heutigen Abend.

## 4. DER GESICHTSLOSE

„Leda! Was soll das?“, fragte Flavia bestürzt und hielt sich die blutende Wange, wo Sol sie mit ihrem Messer oberflächlich verletzt hatte.

„Ich ... ich ... es war nicht meine Absicht!“, stammelte Sol und fasste nach Flavias Hand, mit der sie ihre Wunde bedeckte.

Doch Flavia zuckte zurück und presste sich gegen die Mauer. „Wo warst du? Warum trägst du ein Messer bei dir?“, fragte sie flüsternd, mit zitternder Stimme.

Sol zögerte, denn sie musste nachdenken. Als sie antwortete, fühlte sich ihr Innerstes kalt und schwer an. „Ich habe dem Fürsten etwas gestohlen“, sagte sie leise, kaum hörbar. Noch nie hatte sie jemandem die Wahrheit darüber gesagt, wer sie war und was sie tat. Niemand wusste, wer sie wirklich war.

„Was hast du getan? Warum?“, fragte Flavia schockiert und machte nun wieder einen Schritt auf Sol zu.

„Weil das nun mal ist, was ich tue, Flavia. Ich bin eine Diebin, ich stehle Dinge“, antwortete Sol ernst und entschuldigend zugleich.

Flavia öffnete ihren Mund, doch es dauerte einen Augenblick, bis sie etwas sagte. Als sie schließlich sprach, war ihre Stimme flach und matt. „Du bist also nur deswegen hier? Um zu klauen?“

„Ja ... ich meine ... ursprünglich, ja. Aber dann ... dann habe ich dich getroffen. Bitte, ich ... du solltest das alles eigentlich nicht erfahren, ich ...“, doch weiter kam sie nicht.

„Aber jetzt weiß ich es!“, sagte Flavia harsch. „Jetzt weiß ich, dass alles eine Lüge war!“

„Nein! Ich meine es, wie ich es sage. Seit ich dich kenne, bin ich nicht nur hier, um zu stehen, sondern auch ... deinetwegen“, hauchte Sol mehr, als dass sie es sagte und sogleich legte sich ein Stein in ihre Magengrube.

Flavia antwortete nicht, sondern bedachte Sol mit einem vagen Blick, dann wandt sie sich ab und sagte: „Ich werde dich nicht verraten, Leda, falls das überhaupt dein richtiger Name ist. Aber du musst gehen. Sofort.“

Sol wollte etwas sagen, doch wusste nicht was. Vorsichtig nahm sie Flavias Hand in ihre und drückte sie zärtlich. Eine Geste, die ihr ebenso Schmerzen wie Wärme bereitete.

„Ich weiß“, sagte Flavia. „Doch jetzt geh.“ Es war keine Bitte, kein Flehen. Es war keine Wut in Flavias Stimme. Nur bittere Trauer.

Und Sol war machtlos. Sie wusste nicht, was sie tun sollte, also machte sie einen quälenden Schritt nach hinten, bei dem ihr Flavias Hand langsam entglitt. Ihr Herz pochte wild und zu viele Gefühle kämpften in ihrem Kopf miteinander. Sie musste Tränen zurückhalten, einen Wutschrei unterdrücken und gegen das Bedürfnis ankämpfen Flavia in ihre Arme zu schließen und nie wieder loszulassen.

Doch dann wurde ihr bewusst, dass Flavia recht hatte. Sie würde unmöglich hierbleiben können. Nicht mit dem Wissen Flavia auf diese Weise belogen und betrogen zu haben. Es gab nur eines, was sie tun konnte: Fliehen – vor den Konsequenzen ihrer Handlungen, aber auch vor der Schuld, die daraus erwuchs. Fraglich nur, ob sie ihre Gefühle ebenfalls hinter sich würde lassen können.

Zwei schnelle Schritte Anlauf an Flavia vorbei. Ein Sprung und Sols Hände umklammerten den Mauersims. Sie zog sich hoch, schwang ein Bein auf die Mauer und schon hockte sie darauf. „Mein Name ist Sol“, sagte sie, ohne sich umzudrehen und kaum laut genug, dass Flavia es hören konnte.

Die Antwort war ein Schluchzen, das Geräusch von nicht länger unterdrückbaren Tränen und sich rasch entfernenden Schritten.

Sol sprang von der Mauer herunter und begann den flachen Hang des Weinberges hinabzulaufen. Silbernen, nur vom sanften Mondlicht beschienen, liefen stille Tränen ihre Wangen hinab. Sie lief immer weiter, immer schneller. Doch ihr Herz hielt mit und war ihr stets einen Schritt voraus.

Erst, als sie ihr Versteck erreichte, gönnte sie sich eine Pause. Sie kletterte den Stamm empor, griff in die Spechthöhle und holte unter dem Reisig ihren Lederbeutel hervor. Dann kletterte sie wieder hinunter und verharrte einen Moment. Sie wollte sich hinsetzen, weinen und auf den Boden einschlagen, dass ausgerechnet dieses Mal etwas schiefgegangen war.

Doch das hieße, es wahr werden zu lassen. Wenn sie einfach immer weiter lief, dann würde es alles unwirklich und sie könnte es verdrängen. Also verfiel sie in einen Laufschrift, der schneller und schneller wurde. Bis in die frühen Morgenstunden hinein rannte sie vor allem, was passiert war, davon – bis ihr schließlich die Tränen ausgingen und ihre Beine matt wurden.

Sol fand Unterschlupf in einer kleinen, verfallenen Hütte am Wegesrand im Wald, in der sie sich unter einem Teil des eingestürzten Daches zusammenkauerte und in einen unruhigen, von wirren Träumen geplagten Schlaf versank.

Das alles war nunmehr eine Woche her. In der Zwischenzeit hatte sich Sol die braune Farbe aus den Haaren gewaschen, sodass ihre meeresgrüne Naturfarbe zum Vorschein kam. Sie kannte niemanden, der eine vergleichbare Haarfarbe besaß, was sie ein wenig stolz machte, denn es machte sie einzigartig. Wer sie deswegen hänselte, bereute dies meist sehr schnell.

Außerdem hatte sie ihre Herbsterrinnenmontur gegen einfache Kleidung getauscht, die sie von einer Wäscheleine stibitzt hatte. Beides hatte dabei geholfen die Erinnerung an Flavia und das Gefühl, etwas Wichtiges auf dem Gutshof zurückgelassen zu haben, zu unterdrücken.

Den Großteil des Weges hatte sie gegen kleine Münze auf Karren und Kutschen hinter sich bringen können, den Rest war sie zu Fuß gegangen. Und nun taten sich am Horizont die hohen, schlanken Türme der Stadtmauer ihrer Heimat auf. Ioshana: die weiße Stadt.

Die gewaltigen Berge, zu deren Füßen die Stadt nach dem letzten, großen Krieg errichtet worden war, und die schier endlosen Felder, Haine und Wiesen um sie herum täuschten über Ioshanas wahre Größe hinweg. Aus der Ferne wirkte es, als handle es sich um eine Stadt wie jede andere, in Wirklichkeit aber war Ioshana die größte in den acht Königreichen. Fast eine Viertelmillion Menschen nannten sie ihre Heimat und Sol war eine davon.

Je näher der Eselskarren, auf dem Sol seit zwei Tagen mitfuhr, an die Stadt herankam, desto klarer erkannte sie all die Dinge, die sie die letzten vier Wochen vermisst hatte. Als erstes und am deutlichsten schälte sich der ausladende Palast des Königs von Taneaia aus den schroffen Hängen der Berge. Er war das höchstliegende Gebäude der Stadt und an Prunk und Protz kaum zu übertreffen. Daran angeschlossen war die Festung, in welcher das stehende Heer des Königs unterkam. Darauf folgte, etwas tiefer liegend, die Große Akademie, in die Adel und Geldadel ihre Söhne und Töchter schickten, damit sie zu Bildung, Ruhm und Reichtum gelangten. Davor lag das säulenumstandene Philosophenforum, wo die größten Denker die unwichtigsten Probleme des Lebens zerredeten. Dazwischen floss der Fluss Dimur den Berg hinab in die Stadt, wo er sich in

mehrere Arme aufteilte und in den Graben vor der Stadtmauer mündete.

Dann folgte die Stadt, die sich halbkreisförmig an die Ausläufer der Berge schmiegte. Die höchsten Gebäude standen in der Mitte, rund um den größten der drei Marktplätze. Es waren Handelshäuser, Warenlager, das Hauptquartier der Stadtwache und das größte Schankhaus der Stadt.

Die Villen der Wohlhabenden und Wichtigen standen an den Berghängen und waren durch eine zusätzliche Mauer vom einfachen Volk getrennt. Vor dieser Mauer standen mehrstöckige Wohnhäuser und wichtige Handwerksbetriebe sowie die Gebäude der städtischen Verwaltung. Dann alles, was es in einer Stadt dieser Größe nun mal gab: Schmieden, Schlachthäuser, Badehäuser, Ärztehäuser, Schulen, Juweliere und dergleichen mehr.

Darunter lagen die kleineren Häuser derer, die zwar gut verdienten, aber bei weitem nicht das Geld aufbringen konnten, um sich eine Villa leisten zu können. Dann kam ein breiter Parkstreifen, der sich einmal im Halbkreis durch die ganze Stadt schlängelte und in dessen Mitte sich eine der wichtigsten Straßen der Stadt befand. Darauf folgten Schenken und Rasthäuser, die sich an die Innenseite der Stadtmauer lehnten.

Außerhalb der Stadtmauer, an den Wassergraben angrenzend, befanden sich zuletzt die Behausungen der Ärmsten und Arbeitslosen. Es war wie eine Stadt vor der Stadt, denn in diesem schäbigen Vorort lebten nochmal genausoviele Menschen wie in der ummauerten Stadt selbst – nur unter weitaus widrigeren Umständen. Dieser Ort wurde von den Stadtbewohnern, wegen der häufigen Überflutungen, schlicht „der Sumpf“ genannt. Was als Beleidigung gedacht war, hatten die Bewohner des Sumpfes jedoch in etwas verwandelt, was sie verband.

Ioshana war eine Stadt, aber der Sumpf war eine Gemeinschaft. Und dort, mitten im Herzen des Sumpfes, lag Sols Ziel, die Kellerkneipe ihres Ziehvaters Dinko: die Goldene Hand.

„Möge Caros stets über Euch wachen, guter Mann!“, bedankte sich Sol beim Führer des Karrens und sprang hinunter, als sie den Rand des Sumpfes erreichten. Sie kannte die Straßen und Gassen dieses Ortes in- und auswendig. Sie kannte die schnellsten Routen, egal von wo nach wo. Der Sumpf war ihre Heimat, seit sie sich erinnern konnte und obwohl es ein Ort voller Leid und Armut war, mochte sie ihn. Ja, sie liebte ihn.

Da sich der Tag dem Abend neigte, waren nur noch wenige Leute auf der Straße unterwegs. Der Sumpf war nach Anbruch der Dunkelheit nicht der sicherste Ort, weshalb sich nachts nur diejenigen auf den Straßen aufhielten, die es unbedingt mussten oder kein Zuhause hatten. Und natürlich jene, deren Handwerk nur nachts ausgeführt werden konnte. Jene wie Sol.

Sie ging durch die Straßen und sog alles in sich auf. Die schiefen Gebäude aus Holz. Die steinernen Überbleibsel aus besseren Zeiten. Die Bruchbuden aus losen Brettern oder Lehm, die sich in den Gassen an den Häusern festklammerten, wie ängstliche Kinder an ihren Eltern. Die lumpigen Bettler, die düster dreinblickenden Türsteher, die betrunkenen Verlierer. Das war ihre Heimat.

Doch Sol konnte es nicht mehr abwarten nach Hause zu kommen und ihr Gang wurde zu einem langsamen Laufschrift. Sie hielt direkt auf das dreistöckige Gebäude zu, in dem Dinko seine Kneipe hatte. Das steinerne Erdgeschoss wurde von zwei Stockwerken aus Holz überragt, welche sich bedrohlich nach rechts neigten. Aber das taten sie schon, seit Sol sich erinnern konnte, und niemals war etwas geschehen.

Sie umrundete das Haus und in der Gasse öffnete sie eine geheime Tür, welche kaum als solche zu erkennen war. Ledig-

lich eine Hand, die in das Holz der Tür geritzt war, verriet den eingeweihten Mitgliedern der Diebesgilde, dass sie hier einen sogenannten Fuchsbau finden konnten. Ein sicherer Hafen für alle, die der Kunst des Stehlens nachgingen.

Direkt hinter der Tür begann eine Treppe, die recht steil nach unten führte. Sol hastete sie hinab und blieb vor der zweiten Tür, die sich am unteren Ende der Stufen befand, stehen. Ihr Herz raste vor Aufregung ihre Familie wiederzusehen. Nun, es war nicht ihre Blutsfamilie, aber es war das Naheste an einer tatsächlichen Familie, was sie jemals gehabt hatte.

Dreimal klopfte sie gegen die Tür.

„Passwort!“, drang der dunkle Bariton von Nikos dem Türsteher durch das Holz.

„Hornochse!“, rief Sol zurück und unterdrückte ein breites Grinsen.

Kurze Zeit tat sich nichts hinter der Tür, dann hörte Sol, wie der eisenbeschlagene Holzriegel zurückgezogen wurde, und die Tür öffnete sich.

Nikos' breite Schultern, sein runder Fassbauch und Beine wie Baumstämme füllten den Türrahmen aus. Seine braune Haut glänzte vor Schweiß, was sie immer tat. In seiner rechten Hand, die groß wie eine Bärenpranke war, blitzte ein Messer im Kerzenschein. An der linken Hand waren zwei fehlende Finger durch Holzprothesen ersetzt und seine Haut war über und über mit großen und kleinen Narben übersät. Seine rechte Augenbraue fehlte zur Hälfte, stattdessen rankte sich eine ornamentale Tätowierung von dort über die Schläfe bis hinab zum Kinn.

„Falsches Passwort, Nachtigall“, tönte Nikos. „Jetzt' muss ich dich leider aufschlitzen.“

„Versuchs doch“, gab Sol keck zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Nikos bleckte die Zähne zu einem wölfischen Grinsen und drehte das Messer in seiner Hand, sodass die Klinge nach unten zeigte.

Mit einer Schnelligkeit, die seine Körpermasse Lügen strafte, schlug Nikos nach Sol. Doch Sol hatte es kommen sehen und duckte sich unter dem Schlag hinweg. Dann griff sie nach Nikos' Arm und katapultierte sich über den Boden schlitternd in den Raum hinter dem Hünen. Noch ehe der breite Mann sich umdrehen konnte, sprang Sol ihm auf den Rücken, legte einen Arm um seinen Hals und presste ihr Messer, welches sie im Sprung gezückt hatte, gegen seinen Hals.

„Du wirst alt, großer Mann“, sagte Sol grinsend, noch immer auf seinem Rücken hängend.

„Und du wirst frech, kleine Nachtigall“, rumpelte Nikos und lachte leise auf.

Sol rutschte von seinem Rücken, verstaute ihr Messer und streckte die Arme aus. Nikos erwiderte die Geste, umarmte sie und hob sie hoch, als wöge sie kein Gramm.

„Schön dich wohlbehalten wiederzusehen, Mädchen“, sagte Nikos und presste Sol dabei so fest gegen seine Brust, dass ihr die Luft wegblieb.

„Ist gut“, presste Sol hervor und Nikos setzte sie wieder ab. „Ich freue mich ja auch. Musst mich nicht zerquetschen.“

„Willkommen Zuhause, Kleine“, rumpelte Nikos, schloss die Tür und schob den schweren Riegel wieder davor.

„Sind die anderen schon da?“, fragte Sol und sah sich in dem leeren Raum um. Als geheime Schenke für Diebe kam das übliche Publikum erst zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang, nachdem sie ihrem Handwerk nachgegangen waren.

„Nicht alle. Dinko ist unten im Lager, Fajah und Shona sind noch oben. Und Turgis erledigt in der Stadt noch etwas für den Boss“, antwortete Nikos und ging an Sol vorbei zum Tresen, wo er eine Flasche aus dem Regal nahm und sich etwas

in einen irdenen Krug goss. „Auf dich, kleine Nachtigall, und deine sichere Heimkehr!“ Dann prostete er Sol zu und nahm einen Schluck. „Möchtest du auch was?“

Sol ging ebenfalls zum Tresen und setzte sich auf einen der Hocker. „Ähh, einen Morgentau hätte ich gerne“, sagte sie und sah Nikos dabei zu, wie er Milch und Löwenzahnsirup in eine Kanne kippte und miteinander verrührte. Dann stellte er das Gemisch kurz auf den Herd, in dem bereits ein Feuer entzündet worden war. Einige Augenblicke später füllte er einen Teil davon in einen Krug und stellte ihn vor Sol auf den Tresen.

„Bitteschön“, sagte Nikos und nickte ihr zu.

„Danke“, sagte Sol verzückt, nahm den warmen Krug in beide Hände, nippte am Morgentau und schloss ihre Augen. Seit ihrer frühesten Kindheit liebte sie dieses Getränk. Es schmeckte süß, fühlte sich auf der Zunge samtig an und es versprach Wärme und Geborgenheit.

„Wie war die Reise? Beim Einstieg alles glattgegangen?“, fragte Nikos, nachdem Sol die Augen wieder geöffnet hatte. Augenblicklich änderte sich ihr Gesichtsausdruck.

„Ja. Gab keine Probleme. Hab die Ware bekommen und mich ... hat auch niemand gesehen“, sagte Sol zögerlich und Nikos' Blick ausweichend.

„Aha?“, raunte Nikos nach einem erneuten Schluck und hob dabei eine buschige Augenbraue.

Doch Sol antwortete nicht. Sie starrte in ihren Krug.

„Täuschen mich meine alten Augen oder sitzt da etwa eine Nachtigall an meinem Tresen?“, durchbrach eine dunkle Männerstimme die unbehagliche Stille. Sol stellte ihr Getränk ab, drehte sich auf dem Hocker und ihre Miene erhellte sich schlagartig. Sie sprang auf, rannte durch den Schankraum und sprang dem Mann, der gerade aus dem Keller gekommen war, in die Arme. Beziehungsweise in einen Arm, denn mit dem anderen balancierte er ein kleines Holzfass auf seiner Schulter.

„Dinko!“, rief Sol erfreut und drückte sich fest an die Brust ihres Ziehvaters.

Eine Hand legte sich auf ihren Hinterkopf und drückte sie sanft. „Ich hab dich vermisst, meine Kleine“, sagte Dinko voller Wärme.

Doch von Sol kam nur ein leises Schluchzen als Antwort.

„Sol? Ist alles in Ordnung?“, fragte Dinko besorgt und blickte zu Nikos, der jedoch mit den Achseln zuckte. Mit einem Kopfnicken orderte Dinko Nikos an, das Fass von seiner Schulter zu holen, was dieser unverzüglich tat. Als er beide Hände frei hatte, umarmte Dinko seine Ziehtochter und wartete, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Dann setzte er sich mit ihr an einen der Tische, auf den Nikos bereits Sols Morgentau gestellt hatte.

Mit dem Ärmel ihres Mantels wischte sich Sol die letzte Träne weg und nahm einen großen Schluck von ihrem Getränk.

„Möchtest du drüber reden?“, fragte Dinko und strich sich dabei durch seinen buschigen Vollbart. Sein Bart, wie seine Haare auch, waren pechschwarz und rahmten ein wettergegerbtes, aber freundliches Gesicht ein. Seine tiefblauen Augen funkelten wie Saphire. Eine dicke Narbe – von einem Wachmann zugefügt, der ihn bei einem Einbruch erwischt hatte – erstreckte sich von unterhalb des rechten Auges, über den Nasenrücken, bis unter das andere Auge. Zwar hatte er seine Tätigkeit als König der Diebe vor einigen Jahren an den Nagel gehängt, aber er hielt sich in Form. Obwohl er über fünfzig Jahre alt war, hatte er kaum ein Gramm Fett am Körper.

„Ich glaube nicht“, antwortete Sol nach einem Moment.

„Mit mir nicht oder mit niemandem?“, fragte Dinko.

„Nicht mit dir. Tut mir leid“, sagte Sol mit gesenktem Kopf.

„Ist es ein ... Frauenproblem?“, fragte Dinko vorsichtig.  
„Ich weiß, dass du jetzt in ein Alter kommst, in dem sich eini-

ges verändert. Ich bin mir sicher, dass Shona oder Fajah dir da weiterhelfen können.“

Sols Kopf schnappte nach oben und sie starrte Dinko mit zu Schlitzen zusammengepressten Augen an. „Ernsthaft?“, fragte sie empört nach einem Moment tödlicher Stille.

Abwehrend hob Dinko die Hände und stammelte: „Ich ... äh ... Ich wollte nur nicht, also ... es war nett gemeint?“

Sol starrte ihn einen Augenblick lang an, dann ächzte sie laut, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und winkte ab. „Schon gut, was auch immer. Ich bin einfach erschöpft und brauche Schlaf. Und noch dringender etwas zu essen.“

„Das lässt sich schon eher einrichten. Nikos, geh doch bitte und hol unserer kleinen Nachtigall etwas Zünftiges für den Magen“, sagte Dinko.

Ohne einen Moment zu zögern, öffnete Nikos die Tür und verschwand. Dinko verriegelte die Tür hinter ihm und setzte sich dann wieder zu Sol.

„Und du bist dir sicher, dass du mir nicht sagen willst, was los ist?“, hakte Dinko noch einmal nach.

Sol schüttelte den Kopf und sagte: „Später. Vielleicht.“

„Na gut. Wer ein drittes Mal fragt, ist selbst der Trottel“, sagte Dinko und stand auf. „Wann ist das Treffen mit deinem Auftraggeber?“

Sol zählte mit den Fingern die vergangenen Tage ab. „In drei Tagen. Bei Sonnenuntergang im Fliegenden Hammel.“

„Sieh an! Die feine Dame lässt sich von ihrem mysteriösen Gönner nur in die feinsten Lokale Ioshanas einladen“, sagte er mit künstlich verschnörkeltem Tonfall und hob dabei mit abgespreiztem kleinen Finger die Hand an den Mund, als trinke er eine Tasse Tee.

„Lass das!“, rief Sol und musste lächeln. Wenn es eines gab, was Dinko wirklich gut konnte, dann war es ein Lachen in

jedermanns Gesicht zu zaubern. Auch wenn er sich selbst dafür zum Affen machte.

Dinko kam Sols Wunsch nach und hörte auf. „Hilfst du mir ein bisschen?“

Sol stellte ihren Ellenbogen auf den Tisch, stützte ihr Kinn auf ihrer Hand ab und schüttelte den Kopf. „Eher nicht“, sagte sie und lächelte keck.

„Schon eine Ahnung, was du mit deinem Geld machen willst, wenn du die nächste und letzte Schatulle geholt hast?“, fragte Dinko, während er Krüge putzte und ins Regal hinter sich stellte. „Mit so viel Gold könntest du dir ein hübsches Haus kaufen und den Rest deiner Tage dem Müßiggang nachgehen.“

„Könnten wir bitte über irgendetwas anderes als meine Arbeit und meine Zukunft reden?“, sagte Sol, doch Flavias verletztes Gesicht geisterte bereits wieder durch ihren Kopf. „Und wenn du es wirklich wissen willst: Ich mache Urlaub. Irgendwo, wo es schön und warm ist. Wo ich tagsüber draußen sein kann und nachts schlafen.“

„Das kann ich respektieren“, sagte Dinko mit einem Kopfnicken. „Noch einen Morgentau?“

„Ja, bitte“, antwortete Sol, stand auf und setzte sich wieder an den Tresen, wo ihr prompt ein neuer Krug vor die Nase gestellt wurde.

Sol wollte sich bedanken, als sich hinter dem Tresen die Tür öffnete, die zum Lager führte, aber auch zu einem Geheimgang, der in das Gebäude über der Schenke führte. Dinko, Sol und die anderen bewohnten es gemeinsam.

Im Türrahmen standen Shona und Fajah, die beiden dunkelhäutigen Schwestern, die Dinko auf einem seiner legendären Streifzüge durch die Dschungelkönigreiche der Droca kennengelernt hatte.

Shonas schwarzblaue Locken waren zu einem wilden Haarknoten an ihrem Hinterkopf zusammengefasst, während Fajahs Haare zu einer Vielzahl dünner Zöpfe geflochten waren, an deren Enden bunte Perlen baumelten. Shona war die ältere der beiden und ein wenig größer als ihre Schwester. Sie hatten beide dunkelbraune Augen, waren schlank – auch wenn Shona in den letzten Jahren ein wenig Hüftspeck zugelegt hatte – und etwas größer als die durchschnittliche taneische Frau. Auch trugen beide feine Punktmuster aus Ziernarben im Gesicht, die ihre ohnehin exotische Herkunft zusätzlich betonten. Ihre Kleidung war dagegen typisch taneisch, aber hier und da mit Perlen, Schlitzern oder bunten Bändern verändert worden. Als sie Sol entdeckten, weiteten sich ihre Augen und Freudenschreie erfüllten den Schankraum.

„Masisi!“, riefen beide im Chor und rannten mit erhobenen Armen auf Sol zu, welche die stürmische Begrüßung über sich ergehen ließ. Nach gefühlt hunderten Umarmungen und doppelt so vielen Küsschen ließen die Schwestern endlich von Sol ab und setzten sich links und rechts neben sie. Dinko hatte sich bereits wieder in den Keller verzogen.

„Und? Wie war's? Hast du jemanden kennengelernt?“, fragte Shona, die seit etwa zwei Jahren ein großes Bedürfnis an den Tag legte, Sol mit irgendwem zu verkuppeln. Laut ihrer Aussage war das in der Kultur der Droca normal und wer mit sechzehn noch nicht verheiratet war, wurde von der Familie verstoßen.

„Ach, jetzt lass sie doch mal in Ruhe! Ein Dieb lernt auf der Arbeit niemanden kennen, sonst wäre er ein schlechter Dieb. Richtig, Masisi?“, verteidigte sie Fajah. Masisi war ein Wort in der Sprache der Droca und bedeutete kleine Schwester, aber auch kleiner Schatz, hatte Fajah erklärt.

„Äh, ja ... genau. Ein sehr schlechter Dieb“, stimmte Sol ihr zu, aber errötete dabei.

Shona stand auf und machte eine gleichgültige Geste. „Wenn du nicht willst, dann kann ich auch nicht helfen“, sagte sie und ging zu den Tischen, um die Stühle an ihre korrekten Plätze zu stellen. Denn während Dinko Besitzer und Koch in der Goldenen Hand war und Nikos den Türsteher gab, waren die beiden Schwestern dafür zuständig, die Getränke und Speisen auszugeben und bei den Kunden abzukassieren. Außerdem waren sie das Herz und die Seele der Schenke und bei allen Kunden überaus beliebt.

Fajah rollte mit den Augen und sagte an Sol gewandt: „Mach dir nichts draus. Shona meint es besser, als es sich anfühlt. Aber manchmal eben auch etwas zu gut.“

Das brachte Sol zum Lächeln. Ganz leise und in Fajahs Richtung gelehnt flüsterte sie: „Ich muss dir später noch was erzählen.“

Fajahs rechte Augenbraue hob sich und sie legte den Kopf schief. „Mhm?“, sagte sie und blickte Sol eindringlich an.

„Nicht hier“, sagte Sol und stand auf. Doch bevor sie auch nur einen ersten Schritt machen konnte, klopfte jemand an der Tür das geheime Zeichen, welches nur das Personal der Goldenen Hand kannte. Fajah bedeutete Sol dort zu warten, wo sie stand, erhob sich und öffnete die Tür.

Nikos war zurück und hatte einen kleinen Kessel dabei, aus dem Dampf aufstieg, von dem ein köstlicher Geruch ausging. Er kam hinein und da sah Sol, dass Nikos nicht alleine gekommen war. Hinter ihm stand Turgis und starrte Sol aus großen Augen an. Er war blass wie eh und je, was seine roten Haare und tausende Sommersprossen nur noch deutlicher hervorstechen ließ. Er war kaum zehn Jahre alt, doch reichte Sol bereits bis an die Schulter.

Ein freudiges Quieken entkam Sols Kehle und sie rannte auf ihren kleinen Adoptivbruder zu, schloss ihn in die Arme

und drückte ihn, so fest sie konnte. Er erwiderte die Umarmung gleichsam inbrünstig.

Seit Dinko den kleinen Jungen vor vier Jahren in den Gossen des Sumpfes aufgelesen hatte, hatte Sol ihn fest in ihr Herz geschlossen und niemals etwas anderes als ihren kleinen Bruder in ihm gesehen.

„Wie geht's dir?“, fragte Sol den kleinen Turgis, nachdem sie ihn nach sehr langer Umarmung wieder freiließ.

„Gut“, sagte Turgis und grinste über beide Ohren.

„Haben sich Dinko und die anderen gut um dich gekümmert?“, fragte Sol und führte Turgis an den Tresen, wo sie sich beide auf Hocker setzten.

„Ja“, sagte der Junge und konnte einfach nicht aufhören zu grinsen. Er sprach nicht sehr viel, aber verstand alles.

„Jetzt isst du aber erstmal“, mischte sich Nikos ein und stellte den kleinen Kessel auf dem Tresen ab. „Am besten solange der Eintopf noch warm ist.“

Sols Magen gab sein Einverständnis, indem er laut knurrte. Fajah legte ihr einen Löffel hin und nachdem Sol einmal durch Turgis' Mähne gewuschelt hatte, schaufelte sie gierig den Eintopf in ihren Mund. Er schmeckte herrlich und bestand mehr aus Gemüse und Fleisch, als aus Brühe. Genau wie Sol es mochte.

Als Sol aufgegessen hatte, kamen bereits die ersten, zwielichtigen Kunden zur Tür herein und sie sollte keine Gelegenheit mehr finden, mit Fajah zu reden. Also schnappte sie sich Turgis, eine Kerze, die erwärmte Kanne Morgentau und zwei Krüge, und ging hoch in die Wohnräume.

Sol hatte dort gemeinsam mit Turgis ein Zimmer im ersten Stock in dem zwei Betten, ein Schrank und sogar ein Schreibtisch standen – der allerdings nie benutzt wurde. Auf dem Boden und in den Ecken stapelten sich Spielzeuge, die Nikos in seiner Freizeit aus Holz fertigte.

Turgis und Sol setzten sich auf ihr Bett und Sol erzählte ihrem Bruder von ihrem letzten Abenteuer, ließ dabei jedoch Flavia und alles, was mit ihr zu tun hatte, außen vor. Wie immer hörte er ihr begeistert zu, aber gegen Ende wurde Turgis müde und, noch während Sol erzählte, schlief er auf ihrem Bett ein. Als sie es bemerkte, lächelte sie und deckte ihn zu.

Dann löschte sie die Kerze und kuschelte sich neben ihn.

Am nächsten Morgen wurde Sol vom Geräusch des gegen das Fenster prasselnden Regens geweckt. Es würde bald Herbst werden, was sich im immer schlechter werdenden Wetter abzeichnete. Aber gleichsam bedeutete es für Sol, dass ein wenig Ruhe in ihr Leben einkehren würde. Denn je kälter und rutschiger es draußen wurde, desto gefährlicher wurde es nachts durch Straßen zu schleichen und auf Dächer zu kraxeln.

Obwohl Sol am Vorabend gut gegessen hatte, überkam sie ein starkes Hungergefühl. Behutsam stand sie auf, sehr bemüht Turgis nicht zu wecken. Dann schlich sie auf Zehenspitzen die Treppe hinab, denn Dinko und die anderen lagen vermutlich noch nicht lange im Bett und würden bis in den Nachmittag hinein schlafen.

Sie zündete sich eine Kerze an und ging hinunter bis in die Schenke, wo wie vermutet noch der Rest eines gebratenen Hammels über dem Herd auf einer Stange steckte. Aus dem Lager holte sie sich Brot, eingelegtes Gemüse und einen Teller, auf den sie die Reste vom Schafsbraten legte. Er war nicht mehr heiß, aber auch noch nicht völlig kalt. Zusätzlich füllte sie sich eine Kanne mit Dünnbier. Sie setzte sich an einen der vorderen Tische, der bereits abgeräumt worden war, und machte sich über ihr deftiges Frühstück her.

Als Fajah überraschend „Guten Morgen!“, rief, wäre Sol beinahe von der Bank gefallen. Die jüngere der beiden Schwestern hatte eine Vorliebe dafür Leuten einen kleinen Schrecken ein-

zujagen, aber meinte es nie böse. Außerdem konnte sie fast so gut schleichen wie Sol.

„Bei Ratar! Erschreck mich nicht immer so! Irgendwann bleibt mir nochmal das Herz stehen!“, empörte sich Sol, aber musste auch ein bisschen grinsen.

„Was denn? Ich habe dir doch bloß einen guten Morgen gewünscht“, antwortete Fajah und setzte sich Sol gegenüber an den Tisch.

„Haha, sehr lustig. Warum bist du wach?“, erkundigte sich Sol und schob sich eine marinierte Paprika in den Mund.

Fajah zuckte mit den Schultern. „Bin einfach noch nicht müde und hab im Keller ein wenig Klarschiff gemacht. Und du? So früh schon auf?“

„Der Regen hat mich geweckt. Und ich hatte Hunger“, entgegnete Sol, legte Hammelfleisch in das aufgerissene Brot und biss herzhaft hinein. Mit dem Finger streifte sie sich das Öl ab, welches ihr Kinn hinablief.

„Es regnet?“, fragte Fajah und tippte sich nachdenklich mit dem Daumen gegen die Nase. „Du sag mal ... du wolltest gestern doch über etwas mit mir reden, bevor du zu Bett gegangen bist. Ist das noch aktuell?“

Sol fror mitten in der Bewegung, das Hammelbrot wieder auf den Tisch zu legen, ein. Langsam kaute sie ihren Bissen zu Ende und schluckte. „Möglich.“

„Na ja, falls du noch darüber reden möchtest, dann wäre das jetzt der beste Zeitpunkt. Zuhören kann ich und niemand sonst ist anwesend“, sagte Fajah, lehnte sich verschwörerisch nach vorne und verschränkte die Arme auf dem Tisch.

Einen Augenblick lang kämpfte Sol mit sich, ob sie tatsächlich darüber reden wollte. Dann legte sie ihr Brot auf den Tisch, nahm einen großen Schluck Dünnbier und erzählte Fajah alles über Flavia und ihre Gefühle für sie, die sie selbst nicht ganz verstand.

Als Sol fertig erzählt hatte, war sie völlig außer Atem, denn sie hatte sich keine Pausen gegönnt und schneller geredet als sie laufen konnte.

Fajah hatte die ganze Zeit über duldsam zugehört und nur gelegentlich mit dem Kopf genickt. Nun blickte sie Sol nachdenklich an und sagte, ohne Wertung: „Und was genau ist jetzt dein Problem?“

Sol stutzte und wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte doch alles erklärt! Sie konnte nicht anders als Fajah ungläubig und mit offenem Mund anzustarren.

„So, wie ich es sehe, gibt es für dich zwei Optionen. Entweder du ziehst dein letztes Schatullending durch und gehst zurück nach Cuistera, erklärst Flavia alles und wartest dann ihre Reaktion ab. Und wenn sie Nein sagt, dann weißt du wenigstens Bescheid. Oder du bleibst hier und wirst dir dein Leben lang nicht sicher sein können, ob sie genauso für dich fühlt und bereit ist, dir zu verzeihen“, erklärte Fajah ruhig.

Sol erwachte aus ihrer Schockstarre und nahm einen Schluck. „Aber ...“, setzte sie an, doch wurde von Fajah unterbrochen.

„Nein, kein Aber. Es ist eine Entscheidung, die du treffen musst. Nicht jetzt gleich, aber eines Tages solltest du dir darüber klar werden, was du willst. Und das lieber gestern als morgen“, sagte Fajah und stand wieder auf. „Ich würde mich jetzt gerne ins Bett legen, falls das alles war.“

„Äh, ja ... klar. Und, danke, Fajah. Es hat geholfen, es jemandem zu erzählen. Aber du behältst es für dich, bitte.“

„Ich schwöre beim Hüftspeck meiner Schwester!“, sagte Fajah und legte sich zur Bekräftigung zwei Finger aufs Herz.

„Danke“, sagte Sol erneut und sah Fajah hinterher, die im Lager verschwand.

Hunger hatte Sol nun nicht mehr so recht, aber den letzten Bissen von ihrem Brot aß sie noch auf. Dann stand sie auf,

stellte das Geschirr auf den Tresen, lud etwas Hammel für Turgis auf den Teller und ging wieder nach oben.

In ihrem Zimmer angekommen schlich Sol zu ihrem Schreibtisch, der beim Fenster stand, setzte sich und starrte durch den Regen in den grauen Morgen hinein.

Still dachte Sol über das Gespräch mit Fajah nach und erkannte, dass die ältere Frau Recht hatte. Aber sie wollte jetzt noch keine Entscheidung treffen. Zuerst würde sie ihren letzten Auftrag für den Gesichtslosen erledigen und danach könnte sie immer noch einen Entschluss fällen.

Ihre Überlegungen wurden unterbrochen, als Turgis erwachte. Er freute sich riesig über das Hammelfleisch und verschlang es binnen weniger Augenblicke. Den Rest des Tages, bis die Erwachsenen aufwachten, verbrachten die beiden damit, sich Geschichten zu erzählen und so leise wie möglich Ritter und Räuber zu spielen.

Am frühen Nachmittag blickte ein noch recht verschlafener Dinko in ihr Zimmer, um nach dem Rechten zu schauen.

„Hey, Sol, könntest du auf den Markt gehen und ein paar Einkäufe erledigen?“, fragte er mit kratziger Stimme.

„Aber es regnet!“, wand Sol ein. „Kann das nicht warten?“

„Nein, kann es nicht. Ich muss einen neuen Fond ansetzen und der muss ziehen“, entgegnete Dinko und rieb sich die vom mangelnden Schlaf geschwellenen Augen.

„Na gut. Bis später, kleiner Mann!“, sagte Sol zu Turgis und ging mit Dinko hinunter in den Flur des Erdgeschosses.

Sol zog sich ihren schweren Teermantel und die wetterfesten Lederstiefel an, bekam von Dinko ein paar Silberlöwen in die Hand gedrückt, schnappte sich den großen Weidenkorb und ging hinaus in den Regen. Die Straßen im Sumpf waren nur stellenweise gepflastert und dort, wo sie aus festgetretener Erde bestanden, hatte der Regen sie bereits aufgeweicht. Als Sol den

Markt erreichte, waren ihre Stiefel zur Hälfte von Matsch bedeckt und ihr Gesicht war nass vom Regen.

Der Sumpfmart bot dieselben Waren an, wie es sie auch auf jedem anderen Markt gab. Er war bloß etwas kleiner und die Qualität war nicht immer die Beste. Es half, dass die meisten Verkäufer wussten, wer Sol war. Dinko hatte einen ausgezeichneten Ruf in der Gesellschaft des Sumpfes, weshalb sie für Sol die besseren Waren hervorholten, die sie in separaten Kisten für ausgewählte Kundschaft parat hielten.

Der Gemüsehändler hatte einen großen Stand, an dem drei Verkäufer tätig waren, und mehrere Meter Auslage. Der Großteil der Ware war Ausschuss von den Märkten in Taneia, der abends von den Sumpfhändlern aufgekauft wurde. Trotz des Regens war der Markt gut gefüllt und Sol musste eine Weile warten, bis sie drankam.

Während Sol wartete, bemerkte sie eine Gestalt auf der anderen Seite der Straße. Sie trug einen durchnässten Kapuzenumhang und beobachtete Sol. Unter der Kapuze konnte Sol das Gesicht einer jungen Frau ausmachen, eine einzelne Strähne blonden Haares fiel ihr ins nasse Gesicht.

Als sich die Frau in Bewegung setzte und schnurstracks auf Sol zuing, wurde diese nervös. Automatisch wanderte ihre Hand zu dem Messer, welches in ihrer Gürtelschnalle versteckt war. Der Gang der Beobachterin war grazil, animalisch und von ihr ging eine Aura aus, die gleichermaßen aus beherrschter Gewalt und wildem Vergnügen bestand. Sol wurde zunehmend nervös und hatte bereits einen Schritt nach hinten gemacht, doch Flucht kam für sie nicht infrage.

Einen Schritt vor Sol, viel zu nah für deren Geschmack, blieb die Frau stehen. Ihr Gesicht war fein geschnitten. Die großen, tiefblauen Augen waren stechend wild und irgendwie gelang es ihrer Stupsnase nicht, das Bild eines wilden Tieres zu durchbrechen. Ihre vollen Lippen waren in einem selbstbewuss-

ten Lächeln eingefroren. Durch den allgegenwärtigen Geruch von Moder, Unrat und Mensch drang ein Hauch von Sandelholz und Pinienharz zu Sol durch und da erkannte sie, mit wem sie es zu tun hatte: einer Dienerin des Gesichtslosen.

„Wer bist du und was willst du?“, fragte Sol durch geschlossene Zähne, ihre Hand unter dem Mantel weiter auf dem Messergriff ruhend.

Die Frau legte ein raubtierhaftes Grinsen auf und neigte ihren Kopf leicht zur Seite, bevor sie sagte: „Mein Meister nennt mich Azmera. Und du bist das Mädchen, von dem er so schwärmt? Ich hatte dich mir ... eindrucksvoller vorgestellt.“

„Aha“, knurrte Sol. Sie konnte nicht sagen was, aber etwas an ihrem Gegenüber stimmte nicht. „Was. Willst. Du?“

„Ich kann durchaus sehen, was er an dir findet“, sagte Azmera und ein Funkeln trat in ihre Augen. „Er möchte dich heute Abend treffen und mit dir reden.“

„Warum?“, fragte Sol knapp.

Die Unbekannte zuckte mit den Schultern, aber das Lächeln wich keine Sekunde aus ihrem Gesicht. „Was weiß ich. Ich bin nur hier, um es dir mitzuteilen.“

„Dann antworte ihm: Nein. Wir treffen uns übermorgen Abend, wie verabredet“, entgegnete Sol und drückte den Griff des Korbes so kräftig, dass er knarzte.

Die Frau schnalzte mit der Zunge und lachte schnaubend auf. „Mutig“, sagte sie und klang dabei fast begeistert, „aber dumm. Wir wollen doch nicht, dass deinem Hungerhaken von kleinem Bruder etwas zustößt, oder?“

Das war zu viel. In einer flüssigen Bewegung ließ Sol den Korb fallen, zog ihr Messer und legte der Frau, die beinahe zwei Köpfe größer war, ihren Finger auf den Brustkorb. „Erwähne meinen Bruder nochmal und du brauchst meinen Korb, um deine Eingeweide wieder in die Stadt zu schleppen!“, fauchte Sol so leise, dass niemand außer der Unbekannten sie hören

konnte. Obwohl sie einige verstörte Blicke von Umstehenden ertete, mischte sich keiner ein.

Azmeras Grinsen blieb bestehen, aber in ihren Blick geriet eine Spur von Missfallen, welches jeden Augenblick in rohe Gewalt umschlagen konnte. „Denk gut darüber nach, was du als Nächstes tust, Mädchen“, sagte die Unbekannte kühl und mit deutlich abfälliger Betonung auf dem letzten Wort. „Du bist nicht der einzige Langfinger mit Talent in diesem Loch.“

Sol zögerte einen Moment und da wusste sie, dass sie verloren hatte. Sie nahm den Finger von der Brust der Frau und steckte das Messer wieder ein. „In Ordnung. Sag deinem Meister, dass ich komme und das Paket mitbringe“, sagte Sol und fühlte sich besiegt.

„Braves Kätzchen“, murrte Azmera. Sie fasste nach Sols Kinn und fuhr ihren Unterkiefer mit dem Zeigefinger ab. „Du kannst es noch weit bringen, wenn du nur lernst, dein Temperament in den Griff zu kriegen.“

Sol war kurz davor der Frau erneut eine Drohung entgegen zu speien, doch der Gedanke, dass Turgis dafür büßen müsste, ließ sie sich auf die Zunge beißen.

Die Augen der Frau verengten sich zu Schlitzern, aber nicht als Drohung, sondern weil ihr Lächeln noch breiter wurde. „So ist recht“, sagte Azmera herablassend und dann ging sie ebenso unangekündigt, wie sie gekommen war.

Nachdem Azmera außer Hörweite war, knurrte Sol einen der unanständigsten Flüche, den sie kannte, und spie vor sich auf den Boden aus, während sie ihren Korb wieder auffas.

„Entschuldigung, Kleine? Wolltest du auch etwas kaufen?“, wurde Sol von einer der Verkäuferinnen gefragt und damit aus ihren düsteren Gedanken geholt.

„Ja, richtig, ich brauche ... äh ... Sellerie, Karotten, Knoblauch, ...“, und während sie die übrigen Dinge aufzählte, verblasste der Zorn über die katzenhafte Frau. Er wich der

Erkenntnis, dass die Vorverlegung des Treffens bedeutete, dass sie bald wieder losziehen müsste und erneut von ihrer kleinen Familie getrennt sein würde. Immerhin wäre es das vorerst letzte Mal.

Vom ersten Tag an, als ein Bote des Gesichtslosen in die Goldene Hand gekommen war, um Sol das Angebot zu unterbreiten gegen eine fürstliche Belohnung die Schatullen zu stehlen, hatte Dinko sie gewarnt. Ein Auftraggeber, der so viel Geld für so wenig Leistung zahle, sei eine Gefahr. Es bestehe die Möglichkeit, dass er, nachdem Sol die fünfte und letzte Schatulle gestohlen haben würde, entschied, dass sie zu viel wusste und sie kurzerhand beseitigen ließe. Denn mit Sicherheit ging es nicht um die Schatullen, sondern deren Inhalt.

Doch Sol hielt sich für zu geschickt und wachsam, um sich überrumpeln zu lassen, selbst wenn der Gesichtslose ein doppeltes Spiel spielte. Außerdem hatte sie von Nikos persönlich gelernt zu kämpfen. Und der war immerhin ehemaliger Soldat und hatte Banditen in den Bergen des Königreichs Dravell gejagt – bis der Sold zu lange ausgeblieben und Nikos selbst zu einem Banditen geworden war.

Zuhause angekommen zog Sol ihre nassen Sachen aus, brachte die Einkäufe ins Lager und wollte Dinko suchen, um ihm Bescheid zu geben. Er kam ihr auf der Treppe nach oben entgegen und sah ihr wohl an, dass sie etwas plagte. Nach einem Kopfnicken von Dinko drehte Sol sich um und sie gingen zurück in die Kneipe. Sol setzte sich an den Tresen und Dinko stellte sich dahinter.

„Was ist los?“, fragte Dinko und goss sich scharf riechenden Rum in ein kleines Glas.

„Das Treffen mit dem Kunden wurde auf heute Abend vorverlegt“, antwortete Sol und kaute auf ihrer Unterlippe.

Dinko hob eine Augenbraue und stürzte den Schnaps in einem Zug hinunter. „Das ist ... ungewöhnlich. Bisher hat er sich an die Abmachungen gehalten“, sagte Dinko und seine Miene verfinsterte sich.

„Ich weiß“, sagte Sol und stand auf, um hin und her zu gehen. „Warum dieses Mal nicht? Was denkst du?“

Dinko rieb sein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger, was er immer tat, wenn er angestrengt nachdachte. Schließlich sagte er: „Was auch immer in diesen Schatullen ist, es ist Teil eines größeren Plans. Wenn er also den Termin vorverschiebt, und sei es nur um wenige Tage, dann liegt das daran, dass sich Teile in seinem Plan ebenfalls verschoben haben. Er ist also unter Zugzwang und wird das auf dich übertragen. Außerdem – den Verdacht hatte ich schon länger – wird er sich die schwierigste Aufgabe bis zu letzt aufgespart haben. Die Sache gefällt mir mit jedem Wort, das aus meinem Mund kommt, weniger. Er wird Druck auf dich ausüben und das wird dich unvorsichtig machen.“

„Dinko“, sagte Sol und legte ihre Hand auf seine, „du übertriebst. Du kennst seine Gründe nicht und spekulierst bloß. Aber ich kann verstehen, dass du skeptisch bist. Dennoch: Er hat immer gut bezahlt und es ist bisher nichts passiert. Weder mit ihm, noch während ich unterwegs war.“

Sols Gedanken wanderten wieder zu Flavia. Ihr helles Haar, ihre weichen Finger, das Lächeln so schön wie ein Sommer. Mit einem Kopfschütteln verdrängte sie die Bilder und sagte: „Es wird alles gutgehen. Versprochen. Aber wenn es dich beruhigt, kannst du gerne auf dem Marktplatz vor dem Fliegenden Hammel auf mich warten.“

Dinko schüttelte den Kopf. „Wann bist du denn so erwachsen und vernünftig geworden? Aber auch wir haben eine Verabredung, Nachtigall. Egal wie sehr ich möchte, ich mische mich nicht in deine Angelegenheiten ein. Wenn du sagst, dass

du keine Bedenken hast, dann akzeptiere ich das, so schwer es mir fällt. Du bist die beste Diebin, die ich jemals kennengelernt habe, und ich traue deinem Bauchgefühl.“

Sol musste lächeln und wurde ein wenig rot. Selten sprach Dinko offen über seine Gefühle, aber wenn er es tat, dann war er immer ehrlich. Was wiederum dazu führte, dass Sol sich tief drinnen schlecht fühlte, weil sie ihm gegenüber nicht komplett ehrlich war, was Flavia anging. Aber schon das Gespräch, welches sie mit Fajah über die Angelegenheit geführt hatte, war ihr schwergewallen. Vielleicht könnte sie Dinko gegenüber offener sein, wenn sie wusste, was sie wollte.

„Kleine?“, sagte Dinko und schnippte ihr sanft gegen die Stirn. „Alles klar?“

„Aua“, sagte Sol geschauspielert und rieb sich die Stirn. „Ja, alles klar. Ich hab nur verdaut, was du gerade gesagt hast. Danke, dass du mir vertraust, Dinko.“

„Immer, kleine Nachtigall“, sagte Dinko. „Und jetzt sieh zu, dass du dich fertig machst. Sonst kommst du noch zu spät zu deinem Treffen.“ Sol lächelte dankbar, erhob sich und lief die Treppen hinauf in ihr Zimmer.

Durch das Fenster sah sie, dass es in der Zwischenzeit aufgehört hatte zu regnen. Also würde sie etwas Bequemes anziehen können, ohne Gefahr zu laufen, dass sie nass am Ziel ankäme. Allerdings meinte das für Sol etwas grundlegend anderes als für die meisten Mädchen in ihrem Alter. Besonders die aus der Stadt.

Für Sol bedeutete bequem, dass sie ein enges, kurzes Kleid aus schwarzem Leinen anzog. Dazu trug sie ihre Lederstiefel, die bis zu ihren Knien reichten und, weil es nachts draußen mittlerweile sehr kalt werden konnte, eine grüne Schlupfmütze. Über das Kleid schnallte sie ihren Gürtel mit dem verborgenen Messer. Ihren Beutel, in welchem sich noch immer die Schatulle und das Mäppchen mit ihrem Werkzeug befanden,

schlang sie sich quer über den Rücken. Noch ein paar gefütterte Lederhandschuhe gegen die Kälte und ihre Aufmachung war komplett.

Niemand würde vermuten, dass sich in dieser Klamotte eine jugendliche Meisterdiebin verbarg. Jeder würde sie für einen Laufburschen halten, der nachts durch die Schatten der Stadt huscht und im Auftrag von Adelligen und Reichen mehr oder minder zwielichtigen Geschäften nachginge. Das war exakt, was Sol damit bezwecken wollte, denn nichts war gefährlicher, denn als junges Mädchen alleine durch die nächtliche Stadt zu stromern. Sie konnte sich verteidigen, aber auch ihre Fähigkeiten und vor allem ihre Kraft hatten ihre Grenzen. Und die wollte Sol lieber nicht austesten. Fertig angezogen sagte sie Turgis auf Wiedersehen und glitt hinaus in die windige Nacht.

Die Sonne war im Begriff unterzugehen und es würde nicht mehr lange dauern, bis die Wege im Sumpf im Dunkeln lägen. In Ioshana gab es Öllaternen, welche nachts die wichtigsten Straßen erhellten. Allerdings ließen die Stadtwachen um diese Uhrzeit keine Leute mehr das Tor passieren. Erst recht nicht, wenn sie aus dem Sumpf kamen. Deshalb ging Sol auch nicht auf die Stadt zu, sondern von ihr weg.

Ihr Weg führte Sol zu einem abrisssreifen Haus, dessen Türen und Fenster in den unteren Geschossen zugenagelt waren. Was für einen wahren Dieb kein Hindernis darstellte. Sie ging in die äußerst schmale Gasse zwischen diesem und dem nächsten Haus und begann ungesehen ihren Aufstieg. Es vergingen keine sechs Sekunden und sie erreichte ein offenes, nicht verglastes Fenster im dritten Stock und stieg hinein.

Dem Haus fehlte seit einigen Jahren das Dach und die Böden hatten Dielen eingebüßt, weshalb Moos und kleine Pflanzen damit begonnen hatten, das Innere des Hauses für sich zu beanspruchen. Der Boden war vielerorts schleimig von Vogelkot, aus einem der zahlreichen Nester, die Schwalben und

Spatzen hier eingerichtet hatten, oder vom schwarzen Schimmel, der das Haus langsam zerfraß. Schränke, Stühle und Tische standen herum, als wären die Bewohner gestern erst ausgezogen und hätten ihren Besitz vergessen. Sogar einzelne Tassen, Teller und andere Utensilien lagen noch herum.

Sol kannte dieses Haus seit ihren ersten Tagen als Diebin, denn es gehörte Dinko. Der Grund, warum er dieses Haus gekauft hatte und es seit über zehn Jahren nicht abreißen ließ, lag im Keller, wohin auch Sol vorhatte zu gehen. Vorsichtig trat sie über die Dielen in den Flur und erreichte die Treppe, der bereits einige Stufen fehlten. Andere waren präpariert zu zerbrechen, wenn auf sie getreten wurde, um ungewollte Eindringlinge abzuhalten.

Doch Sol kannte den Weg in den Keller in- und auswendig. Lautlos tapste sie über die Treppen hinunter, holte ihr Eulenlicht hervor und entzündete es, denn je tiefer sie kam, desto dämmriger wurde es.

Im Keller angekommen ging sie an die hintere Wand und zog an einem Seil, welches dieselbe Farbe wie der Putz hatte, sodass es nur schwer zu erkennen war. Wie von Geisterhand und nahezu lautlos öffnete sich ein Teil des Bodens und gab den Weg in die Tunnel frei, die unter dem Sumpf und der Stadt verliefen.

Dinko unterhielt sie mit einigen seiner Freunde, die fast ausschließlich Diebe waren, unter großem Aufwand. Niemand wusste genau, wer sie erbaut hatte, aber sie waren nun mal da, also wurden sie auch genutzt. Ein weites Netz aus größeren und kleineren Tunneln und etlichen Kammern erstreckte sich unter der Stadt.

Zuerst ging es eine Leiter hinab, an deren Ende der weiche Boden in Fels überging. Darauf folgte der Tunnel, der abwärts unter dem Wassergraben hindurch verlief. Ab der Hälfte des Weges ging es wieder aufwärts, wo zahlreiche andere Gänge

diesen kreuzten und ein weitläufiges Netzwerk bildeten. Der Tunnel führte in eine ungenutzte Traufe, in deren Wänden Fugen für den Aufstieg eingelassen waren. Der Besitzer wusste davon und ließ sich von Dinko für die gelegentliche Nutzung bezahlen.

Sol stieg hinab. Das dumpf orangefarbene Eulenlicht erhellte die Bretterwand des Abstiegs und unten angekommen auch den gleichmäßig behauenen Tunnelschacht. Der Boden schimmerte feucht, wo Wasser aus dem Gestein austrat, und das einzige Geräusch kam von vereinzelt Wassertröpfchen, die von der Decke fielen und kleine Pfützen bildeten.

Ein Erwachsener hätte sich bücken müssen, aber Sol konnte aufrecht stehen und gehen. Es dauerte zehn Minuten, den Tunnel zu durchqueren, und Sol musste sich konzentrieren, dass ihre Gedanken nicht immer wieder zu Flavia wanderten. Es war nur eine Übergabe und sie hatte das alles schon unzählige Male gemacht, aber Dinkos Warnung und seine Bedenken schwirrten ihr durch den Kopf. Noch vor Kurzem war alles so einfach gewesen und jetzt war alles so ... kompliziert! Wenn es das war, was Erwachsenwerden bedeutete, dann nein danke!

Sie erreichte das andere Ende und stieg den Schacht des Tunnels hinauf. Wie abgemacht, war der Deckel nicht fest verschlossen und Sol konnte ihn ohne größere Mühe so weit aufschieben, dass es ihr möglich war, aus der Traufe auszusteigen.

Sol hopste in den Hinterhof, und schlich sich in Richtung des Ausgangs, der vertragsgemäß zwar verriegelt, aber nicht abgeschlossen war. Das Haus stand an einer der Hauptstraßen der Stadt, sodass Sol einfach Richtung Königspalast gehen musste. Oder vielmehr müsste, denn um mögliche Verfolger abzuschütteln, nahm sie eine reichlich verwinkelte Strecke, die auch über einige Mauern führte. So war der Weg durch die Stadt zwar lang, doch sie musste sichergehen, dass ihr niemand folgte. Es war unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. „Ein

Dieb lernt schnell, vorsichtig zu sein – oder er bleibt nicht lange ein freier Mann“, wie Dinko immer sagte.

Als Sol ihr Ziel erreichte, leuchtete der Sternenhimmel über ihr in wolkenloser Pracht. Nichts erinnerte mehr an den vormittäglichen Regen. Der Marktplatz war bis auf einen Betrunknen leer und die Stadtwache patrouillierte gerade woanders. Der Fliegende Hammel war eines der besten Schankhäuser Ioshanas und tagsüber strahlte seine Fassade in den buntesten Farben. Bei Nacht leuchteten nur zwei Laternen neben der Eingangstür. Sol blieb vor dem Eingang stehen und atmete einmal durch. Dann legte sie ihre Hand auf die Klinke und betrat den Schankraum. Er war leer.

Sol wusste nicht, wie er es machte, aber immer, wenn sie sich mit dem Gesichtslosen traf, waren keine anderen Menschen anwesend. Es war stets nur er zugegen. So auch dieses Mal.

Der Gesichtslose saß an einem Tisch, der mittig im Raum stand. Seine dunklen Gewänder makellos und die Kapuze so tief, dass von seinem Gesicht nichts zu sehen war. Mit einer ausladenden Geste erlaubte er Sol sich zu setzen. Der Tisch war von einer Wolke intensiven Duftes nach Sandelholz und Pinienharz umgeben.

„Hast du die Schatulle?“, fragte er, noch bevor sie sich gesetzt hatte. Seine Stimme war tief und jung, doch quoll über vor Stolz und Arroganz. Allein wie er dasaß, als gehöre ihm die Welt, widerte Sol an.

„Haben Sie die Münzen?“, gab sie kokett zurück.

Ein einzelnes, kurzes Lachen, fast schon ein heiseres Husten, drang unter der Kapuze hervor. Doch statt zu antworten hob er den schweren Sack mit den einhundert Goldlöwen auf den Tisch. Die Theatralik, mit der er es tat, war unerträglich. Seine Hand steckte in einem schwarzen Seidenhandschuh.

Sol nahm ihren Beutel ab und holte die Schatulle hervor. „Was wollen Sie damit überhaupt? Die gehen nicht mal auf“, sagte Sol und bereute es sofort.

„Du hast versucht sie zu öffnen?“, fragte der Gesichtslose mit einer Spur Missfallen in seiner Stimme. Dazu beugte er sich leicht nach vorne, wie ein lauernes Tier.

Sol wurde ein wenig bang, aber sie zeigte es nicht. „Ich bin eine Diebin, falls Ihnen das noch nicht aufgefallen ist. Und ich mag keine Geheimnisse“, versuchte Sol die Flucht in die Offensive.

Kurz war Sol der Meinung ein Knurren zu hören, dann aber lachte der Gesichtslose und sagte: „Ein so wertloser Menschling wie du stellt für mich keine Gefahr dar und die Schatullen würdest du in eintausend Jahren nicht öffnen können.“

Sol war über dieses Zeugnis völlig übersteigter Arroganz dermaßen perplex, dass sie nicht darauf antwortete. Hatte er sie gerade tatsächlich im selben Atemzug als *Menschling* und *wertlos* bezeichnet? Wer war dieser überhebliche Mann, dass er meinte so mit ihr Reden zu können? Doch noch bevor Sol empört dazu ansetzen konnte, ihm ihre Meinung zu sagen, sprach er weiter.

„Dein letzter Einsatz für mich wird schwieriger als die bisherigen“, sagte er und faltete seine behandschuhten Hände auf dem Tisch. „Aber auch bedeutsamer. Und das nicht nur, weil er den Abschluss unserer Zusammenarbeit darstellt.“

„Aha?“, sagte Sol, die von der Kehrtwende des Gesprächs überrumpelt wurde. „Und warum?“

Sol konnte die Belustigung in der Stimme des Gesichtslosen deutlich hören und war schlagartig alarmiert: „Weil sich die letzte Schatulle im Besitz eines Magiers befindet.“